Beiträge

zu

gründlicher Kenntniß

der

deutschen Sprache,

herausgegeben

von

Dr. Heinrich Stephani,

k. baierischem Kirchenrathe, Dekane und Stadtpfarrer zu Gunzenhausen, wie auch Ehrenritter des königl. Hausordens vom h. Michael.

Erstes Bändchen.

Erlangen,

in der Palm'schen Verlagsbuchhandlung.

1823.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Die nicht ungünstige Aufnahme, welche meine, hier und dort mitgetheilten Bemerkungen über einzelne Theile unserer Muttersprache bei mehreren Sprachgelehrten gefunden haben, macht es mir zur Pflicht, sie nicht nur nochmahls mit Fleiße zu mustern und zur Erleichterung der Sprachforschung zusammen zu stellen, sondern

)(*

auch dasjenige, was mir bei dieser Lieblingsbeschäftigung seitdem weiter Bemerkenswerthes aufstieß, oder künftig sich mir als solches noch kund thun sollte, zur Beförderung gründlicher Sprachkenntniß in einer eigenen Schrift mitzutheilen.

Man lege mir dieses nicht als Stolz aus. Gerne hätte ich meine geringen Beiträge der verdienstvollen Gesellschaft, welche in Berlin für die deutsche Sprache besteht, von ihr zur Mitgliedschaft freundlich eingeladen, zur Prüfung und weitern Bekanntmachung mitgetheilt. Da ich aber zum Beitritte zu einer ausländischen Gesellschaft nicht die gesetzliche Erlaubniß erhalten, und in Baiern selbst, wie ich bei dieser Gelegenheit angewiesen worden war, einen Vereinigungspunkt zu solchen Arbeiten nirgends, selbst bei unserer Akademie der Wissenschaften in München nicht entdecken konnte: so blieb mir nichts übrig, als mein Scherflein zur bessern Kenntniß der deutschen Sprache

meinem Vaterlande in einsamer Stellung zu überreichen.

Sollten andere Sprachgelehrte, von gleichem Bedürfnisse dazu aufgefordert, sich an mich anschließen wollen, so sollen ihre Beyträge in dieser gegenwärtigen Schrift, von der in unbestimmter Frist mehrere Lieferungen von gleicher Stärke und gleichem Preise folgen werden, eine freundliche, jeder billigen Anforderung genügende Aufnahme finden. Es würde mich herzlich freuen, wenn hierdurch ein Vereinigungspunkt zum gemeinschaftlichen Wirken für eine Angelegenheit gewonnen werden könnte, die dem ganzen deutschen Volke — das nur durch die Sprache noch sich zu einer Gesammtheit verbunden sieht — höchst wichtig erscheinen muß. Selbst Ansichten und Meinungen, welche den meinigen entgegen gesetzt sind, sollen freien Zutritt finden, weil nur vielseitige Forschung zu einem reifen Ergebnisse führen kann, und weil nicht Rechthaberei und Eigen-

liebe, sondern Liebe zur Wahrheit und gegenseitige Achtung der Geist seyn muß, der alle Gelehrte beseelen soll, wenn sie von ihrem Volke auch ihres sittlichen Werthes wegen in Ehren gehalten seyn wollen.

Der Herausgeber.

Inhalt.

I. Ueber die Laute der deutschen Sprache, ihre Grundeintheilung, Bildungsweise und Anzahl. 1

II. Ueber die Buchstaben der deutschen Sprache, ihre erforderliche Anzahl, die Nahmen derselben, ihren Gebrauch bei fremden Wörtern, und ihre Verwendung als Lesezeichen oder stumme Buchstaben. 40

III. Ueber die aus dem Grundwesen eines Satzes abgeleitete Eintheilung der Wörter in allgemeine Ordnungen, und die schicklichste Benennungsweise dieser letztern. 69

IV. Ueber die Beugungsweisen der deutschen Nahmenwörter, ihre mögliche Zurückführung auf drei allgemeine Abänderungsformen, die wenigen dabei Statt findenden Ausnahmen, und die Beugungsweise sowohl der Eigen- und allgemeinen Nahmen, als auch der fremden Wörter. 96

V. Ueber die aus der Natur des Satzes gleichfalls hervorgehenden fünf Beugungsfälle der Nahmenwörter. 123

VI. Ueber einige noch nicht bemerkte Eigenheiten der deutschen Zustandswörter. 137

I. Ueber

I.

Über die Laute der deutschen Sprache.

Von größter Wichtigkeit ist die Kenntniß der einfachsten Bestandtheile unserer Sprache, der Natur und Bildungsweise, der Reinheit und Verwandtschaft, und selbst der eigentlichen Anzahl derselben. Man ist mit den Untersuchungen darüber bis jetzt noch nicht ins Reine gekommen, wie die seltsamen Äusserungen beweisen, die ich bei Bekanntmachung meiner auf die Lautlehre gegründeten Leselehrart erfahren mußte. Der größere Theil der Gelehrten, bei ihrem frühern Unterrichte in diesem Gebiethe der Sprachlehre verabsäumt, gibt sich gleich dem Volke, nicht einmahl die Mühe, sich seines Thuns beim Aussprechen der Wörter bewußt zu werden, und den Wenigen, welche diese Lücke auszufüllen wünschen, fehlt es vielleicht an Zeit und Gelegenheit, eine so oftmahlige Übung mit Zergliederung der Sprachlaute vorzunehmen, um den Gegenstand gründlich zu erforschen. Und doch kön-

nen wir nur allein durch eine genaue Kenntniß der einfachsten Bestandtheile unserer Sprache zur Kenntniß der eigentlichen Sprachfähigkeit des Menschen, der so geistvollen Lautmahlerei seiner Gedanken und Empfindungen, der auf Reinheit der Laute gegründeten herrlichen Musik der Sprache überhaupt, und der Eigenthümlichkeit, der deutschen Sprache insbesondere, rücksichtlich ihrer Zusammensetzungen und Umwandlungen der Laute, gelangen. Es ist folglich wohl der Mühe werth, hierüber noch ein Mahl eine gründliche und durchaus unbefangene Untersuchung anzustellen, um mit dieser wichtigen Grundkenntniß der Sprache, so weit es möglich ist, ins Reine zu kommen.

Erster Abschnitt.

Von dem Ursprunge und der Grundeintheilung der Laute.

Alle Wörter sind Zusammensetzungen von Lauten, in welche sich folglich jene zerlegen lassen müssen. Diejenigen, welche sich nicht weiter zergliedern lassen, machen die Urbestandtheile der Sprache aus, womit wir uns hier beschäftigen. Ihre öftere und genaue Untersuchung hat mich zu folgender Kenntniß geführt, deren sich auch meine Leser gar

bald bemächtigen werden, wenn sie dieselbe Untersuchung auf dem hier vorgezeichneten Wege vornehmen wollen.

Die Lunge und die an ihr befindliche Kehle sind die Hauptwerkzeuge der menschlichen Sprache. Die erstere, in wie ferne sie zu den Lauten den Grundstoff, nämlich den Hauch oder die aus ihr strömende Luft liefert, die zu einem Schalle gebildet werden kann; die letztere, in wie fern in der Stimmritze und seinen Hautdeckeln das einem Blase- und Saiten-Instrumente verwandte Vermögen liegt, dem Hauche eine solche schallende Bewegung zu geben, daß er weit umher vernommen werden kann. Wie dieß durch eine sehr regelmäßige Erschütterung der Hauchmasse bewirkt und der äussern Luftmasse mitgetheilt werde, gehört als eine physikalische Aufgabe in die Naturlehre, wohin sich die Sprachlehre nie verirren darf. Wir bleiben daher nur bei dem Hauche stehen, in wie ferne er uns als Laut bereits erscheint.

Der Mund mit seinen verschiedenen Theilen nebst der Nase sind nur weitere Hülfswerkzeuge, um sowohl den Hauch, ohne Beihülfe der Stimmritze lautbar zu machen, als auch wenn derselbe durch die Kehle zur Stimme gebildet ist,

zu verschiedentlichen Lauten zu gestalten. In so fern hierdurch eine genau gegliederte und deßhalb von einander leicht zu unterscheidende Reihe von Sprachtönen gebildet wird, hat man sie vormahls artikulirte Laute genannt.

Auf diesen wesentlichen Unterschied, ob sie durch die Stimmritze oder ohne dieselbe hervorgebracht werden, gründet sich meine neue Eintheilung dieser Urbestandtheile der Sprache in Stimm- und Hauch-Laute, deren allgemeine Annahme zur Festhaltung jenes genetischen Unterschiedes unentbehrlich ist, durch welchen ein neues Licht über das Wesen der Sprache hinsichtlich ihres ersten Stoffes verbreitet wird, weßhalb diese Eintheilung schon von mehreren Sprachgelehrten, die Gelegenheit hatten, sich damit näher bekannt zu machen, in ihre Sprachlehren aufgenommen worden ist. Zu den Stimmlauten gehören, ohne auf ihre weitere Bestimmung Rücksicht zu nehmen, alle diejenigen Laute, zu deren Hervorbringung die Stimmritze erforderlich ist, wie z. B. a, i, m, r ꝛc. was bei ihrer Aussprache theils durch das Gehör, theils durch das Gefühl (insbesondere durch Anlegung eines Fingers an den Kehlkopf, um die zitternde Bewegung desselben zu bemerken), sehr leicht wahrgenommen werden kann. Alle Laute hingegen, wobei

die Stimmritze ganz unthätig bleibt, und die in nichts andermals in dem auf andere Weise (durch die andern Hülfswerkzeuge) hörbar gemachten Hauche bestehen, heißen mit Recht Hauchlaute.

Dem Mangel an Kenntniß dieser doppelten Grundbeschaffenheit der Sprachlaute und der so leichten Angabe des jedem zukommenden eigenthümlichen Schalles ist es beizumessen, daß die grundlose, aber nunmehr bereits fast allgemein verworfene Eintheilung in Selbst-Laute und stumme Buchstaben, oder eigentlicher zu reden, (da Buchstabe nur der Nahme der Lautzeichen ist) in laute und stumme Laute so lange in Sprachlehren und Fibeln Platz finden konnte; und daß als Nachhall von dieser Unkunde noch zuweilen in einigen wenigen neuen Schriften diese Eintheilung vorkommen mag. Schon der Widerspruch, der in der Benennung, stumme Laute, lag, hätte früher zur Einsicht dieses Irrthums leiten sollen, der bloß in der verschiedenen Bestimmung, welche den Buchstaben in unserer Sprache zukommen, einige Entschuldigung finden kann. Ein Theil derselben hat nämlich die Bestimmung, wirkliche Lautzeichen vorzustellen; ein anderer dient aber auch bloß zum Zeichen der Dehnung oder der Schärfung eines Buchstabens, Stimmabsatzes oder Wortes. Letztere sind folglich aller-

dings stumme, keinen Laut bezeichnende, Buchstaben zu nennen. Aber dieß hatte man bei dieser Benennung stummer Buchstaben nicht im Sinne, sondern wollte damit die ausser den Vokalen noch vorhandenen Laute bezeichnen, welche, wie man irrig meinte, für sich allein nicht hörbar gemacht werden könnten.

Die Römer theilten schon weit richtiger die Laute in Vokale und Konsonannten ein. Unter den erstern verstanden sie jedoch nur die Grundlaute, und nicht alle Stimmlaute, wie gleichwohl das Wort Vokal, von vox gebildet, anzudeuten scheint. Aus der letztern Benennung aber geht hervor, daß sie die übrigen, ausser den Grundlauten vorhandenen Laute, gleichfalls für tönende Erzeugnisse hielten, die aber als bloß mittönende Laute eine zweite Abtheilung bildeten.

Eben diese lateinische Eintheilungsweise führte auf die deutsche Benennung Haupt- und Mit-Laute, und zu einem daraus hervorgegangenen Streite zwischen den Sprachgelehrten. Einige meinten nähmlich, daß die Konsonannten vielmehr die Hauptlaute zu nennen seyen, weil in denselben sich vorzüglich die Kraft der Lautmahlerei unserer Sprache äussere und die Vokale nur Hülfslaute wären, um jene zu verbinden, ihren Schall zu vermehren,

und dadurch desto vernehmbarer zu machen. Aber aus den weitern Sprachforschungen hat sich ergeben, daß den sämmtlichen Sprachlauten etwas Ausdrucksvolles zu Grunde liege, und sie alle in dieser Hinsicht Anspruch auf die Benennung Hauptlaute zu machen haben.

Nur das hat sich bei dieser Untersuchung deutlich ausgesprochen, daß hinsichtlich des Schallwerthes allerdings unter ihnen ein Unterschied Statt findet. Ein Theil der Stimmlaule ertönt aus der Mundhöhle so rein und stark, daß vermittelst derselben die Wörter, welche größtentheils aus den ihrer Natur nach schwächer schallenden Hauchlauten bestehen, weit umher vernehmbarer gemacht werden. In wie fern sie folglich die wirkliche Grundlage der zu einer Sylbe oder einem Worte verbundenen schwächern und stärkern Laute ausmachen, (das Grundgetön in jedem solchen Lautkörper bilden) drang ich bisher darauf, sie Grundlaute zu nennen, wobei ich mit der Zeit auf allgemeinen Beitritt rechne, theils weil dieser Nahme so bezeichnend ist, daß er deßhalb nichts vermisseu läſſet; theils weil bie Benennungen Hauptlaute (worauf alle Laute Anspruch zu machen haben) und Vokale oder Stimmlaute (worunter — wie weiter unten nachgewiesen werden soll — nicht bloß die

Grundlaute, sondern auch mehrere Mitlaute gehören) nicht völlig entsprechend sind.

Beide Eintheilungen der Laute, sowohl nach ihrem Lautwerthe, als nach der Verschiedenheit ihres Ursprunges, fallen daher auch nicht in Eins zusammen, sondern haben neben einander fortzubestehen. Wenn von den Grundlauten und Mitlauten gesprochen wird, so faßt man ihren Werth als Sprachschall auf; wenn hingegen künftig von Stimmlauten und Hauchlauten die Rede ist, so wird nur ihre Ursprungsweise in Betrachtung gezogen.

Obgleich beide Eintheilungen neben einander bestehen, so nimmt doch die letztere einen höhern Rang ein, weil bei der Sprachforschung die Entstehung der Laute, sowohl der Aussprache als der Wortbildung wegen, von besonderer Wichtigkeit ist. Wir theilen daher die Sprachlaute nach ihrem Ursprunge im Allgemeinen ein in Stimmlaute, und in Hauchlaute. Von jenen bilden 8 die Grundlaute, und die übrigen nebst den sämmtlichen Hauchlauten die Mitlaute unserer Sprache.

Die weitere Eintheilung der Mitlaute nach dem hier aufgestellten Principe behalte ich mir vor, unten erst anzugeben, wenn ich ihre verschiedene Bildungsweise selbst vortragen werde. Hier warne ich

nur noch sowohl vor der alten als neuen Eintheilungsweise. Jene hat dabei auf einzelne Sprachwerkzeuge Rücksicht genommen, und dabei viele Irrthümer zu Schulden kommen lassen, theils weil sie übersah, daß mehrere Werkzeuge bei vielen Lauten zusammenwirken, theils weil sie den eigentlichen Sitz der Lautbildung oft ganz verfehlte. So nannte man z. B. einige Laute Zahnlaute, ob sie schon von zahnlosen Personen ausgesprochen werden können, zum offenbaren Beweise, daß nicht sowohl die Zähne als vielmehr die Zahngegend diese Laute bilde. Eben so hat man das Emm dem Mundbuchstaben beigezählt, obgleich, wie unten wird dargethan werden, der Bildungssitz dieses Lautes an einem ganz andern Orte zu suchen ist, und der Mund, ausser der Schließung der Mundhöhle gar nichts weiter dazu beizutragen hat, durch Schließung der Mundhöhle allein aber nie der Laut m entsteht. Die neuere Eintheilungsweise ist von der Verschiedenheit des Gehörs bei den Lauten ausgegangen, und hat eine solche Menge neuer Benennungen von Brumm-Schnarr ꝛc.-Lauten erzeugt, daß sie darunter selbst ihr frühes Grab finden mußten. Es würde daher vergebliche Mühe seyn, darüber noch einige Worte zu verliehren, um ihre Zweckwidrigkeit näher vor Augen zu legen.

Zweiter Abschnitt.

Von der Bildungsweise der Stimmlaute.

Unter den Stimmlauten nimmt seines einfachen Ursprunges wegen das A den ersten Platz ein. Es gehöret zu seiner Hervorbringung nichts weiter, als daß man den Mund so weit öffnet, als es ohne Zwang möglich ist, damit aus der dadurch gebildeten Höhle die Stimme ungehindert hervorschallen kann. Zu wenig geöffnet, nimmt dieser Laut eine Mittelbildung zwischen a und o an, was bei Personen und Völkerschaften der Fall ist, die aus Trägheit die reine Aussprache vernachlässigen. Widernatürlich weit den Mund geöffnet, nimmt das a einen widrig tönenden Ton an.

Man kann, wenn man will, das a für den Urstimmlaut ansehen, wornach nicht nur die sieben übrigen Grundlaute, sondern auch die in die Klasse der Stimmlaute gehörigen Mitlaute nur als Abänderungen dieses Urlautes erscheinen, durch die verschiedene Beihülfe der übrigen Sprachwerkzeuge hervorgebracht.

Von dieser Vorstellung ausgehend, wird man die Bildungsweise der übrigen Stimmlaute auf unserm Mund- oder Sprach-Instrumente um so leichter auffinden.

Man verenge die Mundhöhle bloß durch Erhebung des vordern Theils der Zunge, nach dem Gaumen zu, wobei sich auch die untere Kinnlade etwas mitzuerheben pflegt, und man erhält den Laut e. Wird dieser Zungentheil noch weiter nach dem Gaumen zu erhoben, und dadurch in dieser Gegend die Mundhöhle ziemlich verengt, so verwandelt sich das bereits in e umgebildete a in i.

Wer sich mit diesem Theile der Sprachmechanik recht vertraut machen will, wird wohlthun, wenn er diese drei Laute a, e, i, sowohl in dieser Folge aufwärts, als auch in umgekehrter Reihe herabwärts, theils absatzweise öfters ausspricht, theils daß er das a so lange anhaltend forttönen läßet, während der Mund langsam zur Stellung des folgenden Stimmlautes übergeht, bis letzterer in reinem Tone erschallt. Dieß gibt einen äusserst anschaulichen Begriff von der Bildungsweise der Stimmlaute, daher ich diese Übungen bei den übrigen Lautreihen gleichfalls dringend empfehle.

Die zwei folgenden Stimmlaute o und u werden nicht durch Verengung, wie vorhin, sondern durch Verlängerung der Mundhöhle gebildet, was durch Vorstreckung der enger und rund zusammen gezogenen Lippen bewerkstelliget wird. Man spreche beide Buchstaben aus, so wird man ihre hier-

durch entstehende Bildungsweise sogleich wahrnehmen. Will man es sich anschaulich machen, wie beide Laute, o und u, aus a entstehen, so wiederhole man die vorhin bei e und i angegebene Verfahrungsweise.

Die drei Stimmlaute ä, ö und ü werden dadurch hervorgebracht, daß man, während die Mundbildung von a, o, u angenommen wird, die Zunge als einen Dämpfer (Sortine auf Instrumenten) gebraucht, und sie in die Mundhöhle hineinschiebt. Man spreche a, ä; o, ö; u, ü und ä, a; ö, o; ü, u mit Achtsamkeit auf die dabei vorkommende Bewegung und Stellung der Sprachwerkzeuge aus, und man wird von der Wahrheit dieser Bildungsweise sich eine anschauliche Überzeugung verschaffen.

Diese 8 einfachen Stimmlaute machen zugleich die 8 Grundlaute in unserer Sprache aus, wozu sie sich deßwegen vorzüglich eignen, weil sie einen so hellschallenden Laut haben, mit welchem sich die übrigen zur Bildung eines zusammengesetzten Lautkörpers leicht verbinden lassen.

Kaum sind die Zeiten vorüber, wo unsere Fibelfabrikanten nicht mehr als 5 Grundlaute annahmen, und ä, ö, ü unter die Doppellaute deßwegen setzten, weil diese Lautzeichen aus zwei Buchstaben gebildet sind. Jedes Ohr kann aber

wahrnehmen, daß diese drei Laute wirklich nicht zusammengesetzter Natur sind, sondern eben so einfach wie die andern lauten. Dennoch liefert uns die Leipziger Messe noch zuweilen eine Fibel, welche uns bloß noch als Nachhall wohlthätig an die Sprachunwissenheit selbst der gebildeten Menge erinnert, die noch vor wenigen Jahren nicht einmahl die Anzahl unserer Grundlaute kannte.

Ausser diesen 8 Grundlauten gehören auch noch 6 Mitlaute zu den Stimmlauten, j, w, m, n, l, r. Das Jod ist nichts anderes seiner Bildungsweise nach als das J, welches in der Sprache eine doppelte Bestimmung hat. Als Grundlaut wird es durch i und (gedehnt durch) ie, ih bezeichnet; als Mitlaut durch j. In seiner größern Gestalt wird es nach Adelung durch i und j in der Druckschrift unterschieden. Er ist der einzige Grundlaut, der die letztere Eigenschaft annimmt, und dadurch den Übergang zur zweiten Abtheilung der Sprachlaute bildet, was in der Höhe seiner Bildungsweise seinen Grund zu haben scheint, weßhalb er auch diese Natur bloß vor einem andern Grundlauter annimmt, in welchem Falle sein höherer Laut von dem tiefern nachfolgenden Grundlaut zu bald verschlungen wird. Dagegen bleibt ihm die Natur eines Grundlautes hinter andern Grundlauten,

z. B. in ai, ei, weil er, als der zuletzt ertönende seinen Schall neben dem erstern gehörig behaupten kann, wenn er mit ihm zu einem Gesammtlaute verschmolzen wird.

Um von der Erzeugungsweise der andern Stimmlaute sich eine anschauliche Kenntniß zu verschaffen, stimme man den Laut a an, verenge allmählig die Mundhöhle mit den Lippen (um den Übergang des a in w desto besser zu bemerken), bis sie sich beinahe berühren, und jener Stimmlaut durch diese eine zitternde Bewegung erhält, welches neue Erzeugniß Weh genannt wird. Schließt man mit den Lippen die Mundhöhle ganz zu, und nöthiget dadurch den angestimmten Laut a zur Nasenöffnung hervorzukommen, so bildet sich der Laut m, von dem man daher gar wohl behaupten kann, daß er nichts anderes als der durch die Nasenhöhle hervorschallende Urlaut a sey. So auffallend dieß erscheinen mag, so wird doch jeder durch Versuche finden, daß diese Angabe wahr sey.

Man kann die Mundhöhle auch ohne Hülfe der Lippen (die dabei offen stehen bleiben können) bloß durch den vordern Theil der Zunge verschließen, der in runder Wölbung an den Gaumen so fest angedrückt wird, daß kein Stimmschall durchdringen kann. Das a verwandelt sich dann in den

Laut n. Öffnet man bei dieser Stellung der Zunge letztere auf beiden Seiten nur etwas, so wird die Stimme diesen kürzern Weg wieder vorziehen und den Laut l bilden. Wird auch die Zungenspitze etwas von dem Gaumen zurückgezogen, jedoch in der Art, daß sie noch in schwebender Richtung erhalten wird, so wird sie durch die Stimme in zitternde Bewegung gesetzt, wodurch jene eine Abänderung leidet und der Laut r gebildet wird, der eben dieser künstlichen Stellung wegen, unter allen Lauten am schwersten, nach seiner Reinheit, auszusprechen ist *).

Merkwürdig ist, daß schon die Alten die Verwandtschaft der Laute l, m, n, r mit den Stimmlauten (Vokalen) auffaßten, und sie deßwegen besonders literae liquidae benannten. Ihnen müssen aber zur Vollständigkeit auch noch das Jod und das We beigefügt werden, wie Jeder bei eigener Zer-

*) Einige schnarren diesen Buchstaben, indem sie ihn durch Zusammenpressen der Kehle hervorbringen; andere, besonders Kinder, heben die Zungenspitze zu hoch auf, bringen ein l Statt r hervor und sprechen, z. B. mil, dil Statt mir, dir. Manche Völker haben aus gleichem Grunde diesen Laut gar nicht in ihre Sprache aufgenommen.

gliederung der Bildungsweise sämmtlicher Stimmlaute finden wird, weßwegen ich eine nähere Beweisführung für überflüssig halte. Es freute mich jedoch sehr, daß auch Herr von Kempelen, dessen Schrift über den Mechanismus der menschlichen Sprache mir erst nach Auffindung meiner genetischen Leselehrart zu Gesicht kam, dieselbe Wahrnehmung über die Bildungsweise beider Laute gemacht hat. Nur hätte er ihnen nicht auch b, d und g noch beifügen sollen, die zu den Hauchlauten gehören, wie unten genau nachgewiesen werden soll.

Will man sich die Überzeugung verschaffen, daß diese Laute im Sprechen wirklich so lauten, wie hier angegeben worden ist, so spreche man sie bei Wörtern, in welchen diese vorkommen, nur etwas langsamer aus. Z. B. in den Wörtern a — m, a — n, a — l, a — r lasse man sie langsam nachtönen; in den Wörtern L — erche, r — ein, m — ein, n — ein, j — a, W — ort lasse man sie etwas vortönen. Beim Gesang in der Kirche läßt sich dieses gleichfalls sehr gut wahrnehmen, besonders wo jener eine langsame Weise angenommen hat.

Die genetische Folge der Grundlaute ist a e i o u ä ö ü, woraus man sieht, daß die alte Ordnung der fünf ersten von einem guten Sprachkenner abstammen muß. In eine musikalische

Reihe

Reihe gestellt bilden sie, rein ausgesprochen, wie schon Adelung angegeben hat, jene folgende Ordnung: u o a ö ä e ü i. Auf diese musikalische Tonleiter muß beim ersten Unterricht im Sprechen und Lesen sorgfältig von den Lehrern gesehen werden, weil auf reine Aussprache der Grundlaute, besonders der weichen drei letztern, vorzüglich der Wohllaut unserer Sprache beruht.

Die genetische Reihenfolge der übrigen Stimmlaute ist, bei den Lippen angefangen: w, m, n, j, l, r, i,

Dritter Abschnitt.

Von der Bildungsweise der Hauchlaute.

Das zweite Urelement der Sprachlaute ist der bloße Hauch, der ohne Beihülfe der Stimmritze hörbar gemacht werden kann. Durch ihn werden 12 Laute gebildet, die ihrer Natur nach zwar nicht so laut erschallen können, als die Stimmlaute, welche für Erzeugnisse eines in dem Kehlkopfe vom Schöpfer angebrachten Blase-Instrumentes gelten, aber dennoch auch dem schwächsten Gehöre noch vernehmbar sind, und keines stärkern Schalles bedürfen, da sie in Verbindung mit den Grundlauten als Trägern der Lautmasse von Sylben und Wörtern weit umher hörbar gemacht werden können. Einige

darunter sind an sich schon sehr vernehmbar, wie z. B. s, sch, so daß sie selbst ohne Grundlaut zu dem Zurufsworte br, bst!, und in andern Sprachen zu noch mehreren Wörtern gebraucht werden. Andere Hauchlaute sind zwar schwächer, aber immer noch so lautbar, daß man es nur der Unkunde in der Lautlehre, dieser Grundlehre der Sprachwissenschaft, zuschreiben kann, wenn es noch in unsern Tagen einige Leute gibt, die an ihrer Lautbarkeit zweifeln mögen.

Die Hauchlaute zerfallen in zwei Klassen nach der doppelten Erzeugnißweise derselben. Die erstern werden durch einen Ausstoß des Hauches gebildet, und können daher zum Unterschied der andern Klasse Stoßlaute genannt werden. Die letztern werden dadurch erzeugt, daß dem ausströmenden Hauche ein Mundorgan entgegen gehalten wird, an welches derselbe sausend anprallt, und daher hörbar wird. Wir nennen sie daher Sauselaute.

Diese Eintheilung scheint uns nicht nur ausreichend, sondern auch sehr natürlich zu seyn, da sie eines Theils die wesentliche Verschiedenheit und andern Theils ihre wesentliche Verwandtschaft gehörig bezeichnet. Wir hoffen daher, daß sowohl die ältern Eintheilungsweisen, als auch die neuern,

welche die Sache oft bis ins lächerlichste verfolgten, keiner Aufmerksamkeit mehr werden gewürdiget werden, so bald man sich die Mühe wird genommen haben, durch eigene Untersuchung der hier angegebenen Bildungsweise sich von der Richtigkeit derselben und der hierauf sich gründenden einfachen Eintheilung aller Sprachlaute in Stimm- und Hauch-Laute, so wie der erstern wieder in Grund- und Mit-Laute, und der letztern in Stoß- und Sause-Laute zu überzeugen.

Der Stoßlaute gibt es acht, welche die eigene Beschaffenheit in Gemeinschaft haben, daß sie eben deßwegen, weil ihre Bildung stoßweise geschieht, einzeln nicht so forttönend gelautet werden können, wie die nachfolgenden Sauselaute. Den ersten Platz darunter nimmt, wenn man von der Lunge als dem Sitze des Hauches anfangen will, der Laut h ein. Er entsteht bloß alsdann, wenn wir den Hauch aus der Lunge ausstoßen, und letztern deßhalb ein wenig vorher anhalten. Man verwandle z. B. das Wort aus in H—aus, so wird man deutlich das Thun seiner Lunge bei Bildung dieses Hauches wahrnehmen. Auch kann man denselben gar wohl allein hervorbringen, wobei er uns sich als ein gestossener und dadurch hörbar gemachter Hauch kund macht. Letzteres wird Niemand in Zweifel ziehen, der nicht

an Taubheit leidet. Ihn aber darum nicht als Laut gelten lassen wollen, weil er seiner Natur nach nicht lauter erschallt, heißt sehr ungerecht gegen ihn handeln, da ja doch nichts weiter von ihm gefordert werden kann, als seine Bestimmung erfüllen, die er wirklich erfüllt, wie die zahlreichen Wörter und Sylben beweisen, die mit demselben anfangen. Auch hört jeder, dem z. B. das Wort Haus in der Ferne zugerufen wird, ihn so gut am Anfange, als die Doppellaute au in der Mitte und den Laut s am Ende. Auch die kleinste Mücke bleibt ein Thier, ob sie gleich gegen den Elephanten gehalten so klein erscheint. Daß die Griechen ihn nicht unter die Buchstaben aufnahmen, ihn aber gleichwohl als spiritus asper besonders bezeichneten, beweist nur, daß sie — auch fehlen konnten. Wer sich übrigens mit neuen Wahrheiten, auch im Gebiethe der Sprachkunde, bereichern will, muß von keinen Vorurtheilen befangen seyn, sondern es sich selbst durch Unbefangenheit beweisen, daß er für jene Empfänglichkeit besitzt.

Die folgenden 6 Stoßlaute haben das Eigene, daß sie drei Paar Laute ausmachen, wovon der eine von dem andern sich bloß durch härteres oder sanfteres Stoßen des Hauches unterscheidet. Diese drei Paare sind: k, g; t, d; p, b. Wird

mit der Zunge, die vorher deßhalb an den Gaumen gedrückt wird, der Hauch hervorgestoßen, so gewinnt man den Laut k. Man spreche nur z. B. a—k so aus, daß das k nachtönt, und man wird diese Bildungsweise deutlich auffassen; oder achte auf die Bewegung der Zunge am Anfange der Wörter Kamm, kurz, komm ꝛc. Dabei wird man bemerken, daß zu seiner Bildung bald der vordere, bald der mittlere, bald der hintere Theil der Zunge gebraucht wird, je nachdem der folgende Laut solches erfordert (z. B. in den Wörtern kehr, Kinn ꝛc.) und mithin nur die Härte des Stoßes seinen Karakter bestimmt.

Von dem Laute g muß ich vorher erinnern, daß er auch als Sauselaut vorkommt, und mithin wirklich ein verschiedener Laut ist, wenn er gleich nur durch einerlei Schriftzeichen angedeutet wird. Man würde ihm zwar sehr leicht ein kleines Merkmahl beigeben können, um dadurch anzuzeigen, wo er als ein Stoßlaut, und wo er als ein Sauselaut ausgesprochen werden muß. Allein das deutsche Volk im Süden spricht ihn am Anfange der Wörter als einen Stoß-, und in der Mitte (z. B. in dem Worte gegen) und am Ende derselben als einen Sause-Laut aus; da hingegen in Norden gerade die umgekehrte Aussprache Statt findet. Unter diesen Um-

ständen konnte man nichts weiter thun, als ihn doppelt, ein Mahl unter den Stoß-, und das andere Mahl unter den Sause-Lauten aufführen, bis sich entweder unser Volk zu einerlei Aussprache in jeder der beiden Stellungen oder wenigstens zu einer verschiedenen Bezeichnungsweise vereinigen dürfte, worüber unten ein Vorschlag folgen wird.

Der Stoßlaut g unterscheidet sich vom Laute des Ka nur durch einen sanftern Stoß. Um sich davon zu überzeugen, dürfen die Süddeutschen, die ihn als solchen am Anfange der Wörter gebrauchen, nur folgende Wörter, mit Aufmerksamkeit auf die Verrichtung der Zunge, aussprechen: K—arten, G—arten; klauben, glauben; können, gönnen; kerben, gerben ꝛc. Die Norddeutschen werden diesen sanftern Stoß wahrnehmen, wenn sie „gegen, legen, selig ꝛc.“ aussprechen, die keineswegs wie geken, leken, selik ꝛc. lauten.

Gleiche Beschaffenheit hat es mit t und d. Bei dem erstern wird die Zungenspitze fester an den Gaumen gedrückt, um dem Hauche einen stärkern oder härtern Stoß zu geben, wie man dieß bei den Wörtern, hat, hört, gut, Blut, deutlich abnehmen kann, wenn man den letzten Buchstaben etwas nachtönend ausspricht.

Sanfter wird d abgestoßen, wie man bei der Aussprache der Wörter B—ad, Band, Wind; der, Theer; du, thu; Donner, Tonne ꝛc. sich überzeugen kann.

Eben dieser Unterschied findet bei p und b Statt, wo durch Hülfe der zusammengepreßten Lippen dort der Hauch härter, und hier gelinder ausgestossen, und dadurch hörbar gemacht wird. Um sich selbst davon zu überzeugen, spreche man a—b, ap; ob, op; Bein, Pein; b—auen, P—auke ꝛc. aus. Zuletzt spreche man b und p allein aus, um die Erzeugungsweise dieser beiden Laute desto reiner aufzufassen und sich zugleich davon zu überzeugen, daß beide Laute, wenn auch nicht sehr laut, doch sehr deutlich, in der Nähe vernommen werden können. Sind sie aber hörbar, so kann ihnen auch von Niemand der Nahme eines Sprachlautes streitig gemacht werden.

Noch gehört zu den Stoßlauten auch das z, wobei der Hauch durch Hülfe der oberhalb den Zähnen fest hingedrückten Zunge durch jene gestoßen wird. Um seine Bildungsweise ganz deutlich aufzufassen, spreche man die Wörter z—u, Z—ahn, kur—z, Schwan—z auf oben angegebene Weise aus, und bemühe sich hierauf, ihn ganz allein her-

vorzubringen, was sich leicht bewerkstelligen lassen wird.

In neuern Zeiten ist von Wolke behauptet worden, daß er unter den einfachen Sprachlauten zu streichen sey, weil er aus zwei Lauten, t und s bestehe. Im 13. Bändchen des baierischen Schulfreundes, Aufsatz IV. habe ich die Unstatthaftigkeit dieser Behauptung weitläufiger und zwar mit folgenden Gründen nachgewiesen: 1) ist zwischen dem s als einem sausenden Laute und dem z als einem gestoßenen Laute ein solcher wesentlicher Unterschied, daß letzterer durch jenen, in ts zuletzt lautenden, nie ausgedrückt werden kann; 2) kann in unserer, alle Laute genau artikulirenden, Sprache im Anfange der Wörter ts nicht gut ausgesprochen (zu wie tsu ausgesprochen, würde t—su lauten, was dem Geist unserer Sprache zuwider ist, und keineswegs wie zu lautet). 3) Auch in der Mitte z. B. des Wortes Azur ausgesprochen, gibt es eine ganz andere Lautung, nähmlich At—sur, was von A—zur weit verschieden ist. 4) Jedes hochdeutsche Ohr muß den Unterschied zwischen sausen, zausen und tsausen; zwischen Zweig, Zwang und t—sweig, t—swang wahrnehmen, der einem Ohre, das an das Ineinanderfließen der Laute in der platten Mundart gewöhnt ist, leicht entgeht; 5) kann keine

hochdeutsche Zunge hat sie wie Hazi, holt's wie Holz, Kalzinn wie Kaltsinn, Walze wie Waltse, Hochzeit wie Hochtseit, Schättse wie Schätze, ertsielen wie erzielen, entsweihen wie entzweien, Fischzug wie Fischtsug, Zitze wie Tsittse, Räthsel wie Rähzel, gehalzlos wie gehaltslos, gewalzam wie gewaltsam, Rhazherr wie Rathsherr, Katse wie Katze rc. oder auch umgekehrt aussprechen. 6) Auch kann die kräftige deutsche Sprache zu ihrer Lautmahlerei diesen nur durch Stoß hervorzubringenden Kraftlaut in so vielen ausdruckvollen Wörtern, z. B. zünden, Zorn, zischen, zupfen, zittern, zirpen, zappeln, zausen, Zange, Zeter, Zickzack rc. durchaus nicht entbehren, was dagegen bei der französischen Sprache der Fall ist, die ihn bekanntlich nicht hat, und ihn deßwegen in ein bloßes durch Sausen hervorzubringendes s verwandelt, z. B. swansig statt zwanzig. Dagegen verwandeln die Niederteutschen zuweilen das s in z, wie z. B. Sabel in Zabel. — Genug, wir Deutsche lassen uns, stolz auf unser wichtigstes Eigenthum, die Sprache, diesen ihr eigenthümlichen kräftigen Laut, aus diesen Gründen durchaus nicht nehmen.

Wir wenden uns jetzt zur Bildungsweise der noch übrigen Hauchlaute, welche in den vier Sauselauten f, s, sch, und g (dem Gesausten) beste-

stehen, und das Eigenthümliche vor den Stoßlauten voraushaben, daß sie lange Zeit fortlautend erhalten werden können. Durch das Aufsetzen der obern Zähne auf der untern Lippe, während die obere in die Höhe gezogen wird, wird der ausströmende Hauch genöthiget, sich durch solche mit einem Gesäuse durchzudrängen, was den Laut bildet, wofür wir zwei Zeichen f und v in unserer Sprache haben. Man spreche au—f, A—f—f—e, Apf—el ꝛc. und man wird die einfache Mechanik seiner Bildungsweise sogleich deutlich auffassen.

Werden beide Lippen geöffnet, die Zähne aber geschlossen gehalten, oder in deren Ermangelung die Kinnlade näher zusammengerückt, so bildet der durchströmende Hauch das s. Wird bei eben dieser Stellung noch eine Höhle entweder vor den Zähnen (durch Hülfe der Lippen wie bei dem Grundlaute o, welches die gewöhnlichste Bildungsweise ist) oder hinter denselben durch Zurückziehen der Zungenspitze gebildet, so entsteht der Laut sch, welcher folglich nur durch ein in jener Höhle entstandenes stärkeres Gesause, als wie bei dem s, gebildet wird, und daher ein naher Verwandter des letztern ist.

Das g als S a u s e l a u t erfordert dieselbe Stellung der Mundorgane wie der Stoßlaut g, nur daß jener g e s a u s e t, dieser aber g e s t o ß e n erzeuget

wird. Dieses sausende Wesen wird man wahrnehmen, wenn man le—g, la—g, so—g, tru—g, seli—g, nach süddeutscher Mundart, oder g—ehen, g—ing, Gott, Gabe nach norddeutscher Mundart ausspricht.

Als Sauselaut ist das g durchaus vom Stoßlaute g wesentlich verschieden, und beide sind daher als 2, in 2 verschiedene Abtheilungen gehörige Laute, künftig in gründlichen Sprachlehren und Fibeln aufzuführen.

Die Kenntniß dieser hier genau und einfach nachgewiesenen Bildungsweise der Laute wird in den Augen des Sprachforschers eine nicht geringe Wichtigkeit behaupten. An jeden denkenden Menschen darf man wohl die Forderung machen, daß er sich doch seines Thuns, bei seiner vornehmsten Handlung in der Welt, beim Sprechen, bewußt werde, was aber ohne jene Kenntniß nie möglich seyn wird. Dann ist die Sprache nicht bloß Mittheilungsmittel unserer Gedanken, Mittel, diese in den Seelen anderer zu erwecken, sondern auch gewissermaßen Abdruck sowohl derselben als auch unserer Empfindungen; oder mit einem Worte, sie ist auch Lautmahlerei oder Lauttonkunst. Wer die Laute rein und völlig in seiner Gewalt

hat, der wird daher auch seine Muttersprache am ausdruckvollesten und beredtesten sprechen.

Auf diesem Wege wird man auch nur zu einer allgemeinen reinen Aussprache bei dem ganzen deutschen Volke gelangen können. Ist einmahl die reine Aussprache jedes Lautes erkannt und festgesetzet worden, so bedarf es nur der Benutzung der vorhandenen Mittel (besonders der Schulen) um hiernach die verschiedenen Mundarten wieder zu vereinigen.

Wer letztere gehörig würdigen will, dem ist die Lautkunde nicht minder unentbehrlich. Abgesehen von den ihnen eigenthümlichen Wörtern, Beugungsarten und Verbindungsweisen — von welchen für die Gesammtsprache zu benutzen ist, was letztere bereichern kann — bleibt uns nur die abweichende Sprechweise der einzelnen Wörter übrig, die bald in einem organischen Fehler der Voraltern eines deutschen Volksstammes ihren Grund gehabt haben kann, welche einen oder den andern der schwerern Buchstaben z. B. das r, das sch nicht gehörig aussprechen konnten, oder wenn der Grund in einer Vorliebe zu einem Laute z. B. des schwäbischen Volksstammes zu sch, in welches sie selbst das s (z. B. in ist-ischt) verwandeln; oder auch in Vorliebe zu rauhen Nachtönen, wie z. B. bei den Wörtern ich, Buch, viel,

leicht, wobei die Schweizer und die Altbaiern dem ch einen besondern rauhen Gurgelton nachschallen lassen, (was sie für Schönheit halten, obgleich obige Wörter fast wie iach, Buach klingen); oder auch in dem zur Trägheit geneigten Karakter eines Volksstammes zu suchen ist, welcher den Mund nicht recht aufthun, oder die einzelnen Laute entweder nicht richtig artikuliren oder nicht schnell und kräftig genug zusammen verbinden will. Man denke hierbei nur an die Sprecharten einiger Gegenden: ich will esse (statt essen), Voter (statt Vater, wobei a weder ganz wie o, sondern wie ein Mittellaut zwischen beiden lautet), i ha oder auch wohl i ho (st. ich habe) Muetter (Mutter) rc.

Nicht nur zur richtigen Würdigung der Mundarten, sondern auch der Hauptsprachen in der Welt ist die Lautkunde unentbehrlich. Sie läßt uns den eigenthümlichen Geist dieser Sprachen um so leichter finden, und hierdurch auch den Karakter des Volkes, der sich in den Grundtönen seiner Sprache gleichfalls besonders ausspricht.

Endlich bedarf sie der Sprachforscher auch da höchstnöthig, wo es auf Bestimmung der Verwandtschaft der Sprachen und der Ableitung der Wörter von einander ankommt. Die Bildungsweise der einzelnen Laute weist nach, welche einander nahe ver-

wandt sind, und daher so leicht in einander übergehen können; oder welche vermöge der Mechanik der Sprachlaute schwer zu einem Gesammtlaute verbunden werden können, und deßhalb die Verwandlung eines schweren Lautes in einen leichtern herbeiführten.

Doch alles dieses kann hier nicht erschöpfet, sondern nur zur Empfehlung der Lautkunde im Allgemeinen bloß angedeutet werden, daher wir in unserer Lautforschung weiter fortfahren.

Vierter Abschnitt.

Von der Anzahl der einfachen Laute in der deutschen Sprache.

Nach der von mir unzählig oft und mit möglichster Sorgfalt angestellten Untersuchung gibt es in der deutschen Sprache nicht mehrere und nicht wenigere einfache Laute, als 26, deren einfache Entstehungsweise in den beiden vorangegangenen Abschnitten beschrieben worden ist. Wir zählten nähmlich, mit Einschluß des auf doppelte Weise vorkommenden Lautes i, 14 Stimmlaute, und 12 Hauchlaute. Will man aber das i nur für Einen Laut gelten lassen, weil bei ihm kein genetischer, sondern bloß ein Gebrauchs-Unterschied (als Grundlaut und als Mitlaut) Statt findet, so haben wir bloß 25 Laute. Die

Stimmlaute überwiegen folglich im letztern Falle die Hauchlaute nur um einen, im erstern um zwei. Die Grundlaute verhalten sich zu den Mitlauten fast wie 1 : 2. Dieß sind Verhältnisse, die nicht übersehen werden dürfen, da sie den Karakter der Sprache mitbestimmen, und in der Folge noch zu manchem fruchtbaren Ergebnisse führen können.

Über diese Anzahl von Lauten war und ist man noch zur Zeit nicht völlig einverstanden, indem nicht nur einige Sprachforscher solche vermehren und andere vermindern wollen; sondern auch ein Paar Pädagogen in unsern Tagen mit sonderbaren Behauptungen über die Sprachlaute aufgetreten sind. Es gehört zu meiner Aufgabe, alle diese Meinungen zu sichten. Ich werde bei den Pädagogen anfangen.

Olivier, ein Mann, den man wegen seines biedern Sinnes auch nach seinem Tode noch mit Achtung nennen muß, verirrte sich bei Aufsuchung der einfachsten Leselehrart auf zwei Abwege, ob er gleich dem wahren Principe huldigte, welches gebiethet, dabei von dem Laute u nicht von dem Nahmen der Buchstaben auszugehen, die man früher stets mit einander verwechselt hatte. Er faßte erstlich mit Ausnahme der Grundlaute, die keinen andern Nahmen als ihren Laut haben, den Laut der übrigen

einfachen Sprachtheile nicht rein auf, indem er meinte, daß sie nicht anders als mit einem kurzen e am Ende hörbar gemacht werden können. Er sprach daher die Laute b, f, t, z ꝛc. be, fe, te, ze ꝛc. aus. Durch meine zu gleicher Zeit erschienene Lautleselehre wurde man aber bald eines bessern überzeugt, und hat deßhalb diese grundlose Meinung seitdem allgemein aufgegeben. Sein zweiter Irrthum bestand darin, daß er jede in der Mechanik der Sprachorgane liegende, ausserwesentliche, Abänderung eines Lautes in Verbindung mit andern Lauten für einen besondern Laut hielt, und dadurch gegen vierhundert Sprach-Laute zusammen brachte. Doch auch von diesem Irrthume ist man seitdem zurückgekommen, daher ich nicht länger dabei verweilen, sondern diejenigen, welche sich näher damit bekannt machen wollen, auf die gründlichen Kritiken verweisen will, die darüber vor 18 Jahren in der GutsMuthischen Bibliothek erschienen sind.

Der andere Pädagog ist Kreis-Schulrath Graser zu Baireuth, welcher die 8 Grundlaute nur allein für Sprachlaute gelten lassen will. Er theilt noch mit den ältern Sprachlehrern die Meinung, die andern Buchstaben könnten für sich allein nicht lautbar gemacht werden, sondern ertönten nur in Verbin-

bindung mit Grundlautern, weil sie nichts weiter als nur die verschiedenartigen Veränderungen der Grundlaute andeuten.

Diese Meinung ist ein Irrthum, den Graser mit Olivier aus jenen frühern Zeiten gemein hat, wo dieser Theil der Sprachkunde noch in Finsterniß gehüllet war. Er glaubt daher wirklich noch mit diesem, daß z. B. m nicht anders als in Verbindung mit einem kurzen e am Ende (me) hörbar gemacht werden könne. Jeder Lehrer, der nach meiner Lautlehre unterrichtet, und jedes Kind, das darnach das Lesen lernte, wird ihm alle 26 Sprachlaute ohne e ganz rein und dabei hörbar genug angeben können. Auch diejenigen meiner Leser, die nach meiner obigen Anweisung die wahre Bildungsweise der Sprachlaute sich zu eigen gemacht haben, werden diesen Irrthum auf das Gründlichste zu widerlegen wissen. Daß übrigens die 26 Laute unserer Sprache wirklich so lauten, wie ich sie nach ihrer Bildungsweise angegeben habe, geht auch noch daraus hervor, daß in den vielen tausend Schulen, in welchen das Lesen nach meiner Methode gelehret wird, alle Kinder bei der selbstthätigen Zusammenfassung der einzelnen Laute zu Sylben und Wörtern wirklich die Sylben und Wörter erzeugen, die sie aussprechen sollen, ohne daß sie ih-

nen von den Lehrern vorher vorgesprochen werden. Z. B. aus den einzelnen Lauten b, a, l, d, und sch, o, n bringen sie wirklich selbst, ohne fremdes Zuthun, so wie sie solche zu einem Lautkörper vereinigen, die Wörter bald und schon hervor, gegen welche synthetische Beweisart sich so wenig etwas als gegen die obige analytische einwenden lässet.

Bei einem bereits so hellsehenden Zeitalter als das jetzige ist, darf ich mich nicht länger bei Widerlegung eines so handgreiflichen Irrthums aufhalten, der ohnehin jedem Sprachkundigen von selbst in die Augen springet.

Einige ältere und neuere Sprachforscher glauben, daß wir verschiedene Laute haben, welche durch den Buchstaben a bezeichnet werden. Aber wenn er an seiner ursprünglichen Reinheit etwas durch Verbindung mit andern Buchstaben verliehrt, welche verhindern, diejenige Mundstellung anzunehmen, die zur Hervorbringung seines reinen Lautes erforderlich ist, so berechtiget uns doch dieß nicht, ihn deßhalb für einen besondern Laut zu halten. Um folgerecht zu handeln, müßten wir alle Verschiedenheiten der Laute, die sie in Verbindung mit andern nach den Gesetzen der Sprachmechanik annehmen müssen, zu selbststän-

digen Lauten erheben, wodurch wir, wie Olivier, mehrere Hunderte erhalten würden. — Eben so haben wir keine verschiedene e, sondern dieser Buchstabe bezeichnet nur bald ein kurzes oder langes e, und bald den Laut ä.

Auch zwischen f und v wollten einige ältere und neuere Schriftsteller eine wesentliche Verschiedenheit des Lautes finden. Im Lateinischen vertritt letzterer das w; aber in der deutschen Sprache ist das Vorgeben ohne Grund, daß f ohne Beihülfe der Stimmritze, v aber mit Hülfe derselben ausgesprochen werde. Man spreche V—ater, V—etter, v—on ꝛc. aus, und man wird nirgends in Deutschland finden, daß dabei ein Stimmlaut hörbar würde. Vermuthlich schwebt denen, welche jenen Irrthum hegen, der Laut des lateinischen V oder des w dunkel vor der Seele, welches wirklich ein Stimmlaut ist.

Für den Buchstaben ß habe ich keinen besondern Laut angenommen, weil er nur ein ſſ ist, und durch diese Gestalt bloß bezeichnen soll, daß der ihm voranstehende Grundlauter gedehnt, und nicht (scharf) ausgesprochen werden soll. Größe soll man nicht wie Grösse, sondern wie Gröhsse aussprechen; eben so Füße nicht wie Füsse, auch nicht wie Fü—se, sondern wie Fühsse; versüßen wie versühssen ꝛc.

Am meisten, fürchte ich, möchte es Anstoß erregen, daß ich für den Buchstaben ch keinen Laut mit aufgenommen habe. In meinen Fibeln steht derselbe noch in der Reihe der Sauselaute, zum Beweise, daß ich mich hüthe, Neuerungen im bürgerlichen Leben einzuführen, ehe die öffentliche Überzeugung darauf gehörig vorbereitet worden ist. Jedoch habe ich es schon in meinen Methodenbüchern ausgesprochen, daß ich ihn für keinen eigenen Laut, sondern für das Zeichen des doppelten Sauselauts g halte. Ich will nun nicht länger anstehen, meine Gründe dafür zur Prüfung aller Sprachkundigen hier, am geeigneten Orte, vorzulegen, wobei ich auf humane Würdigung derselben um so mehr rechne, als ich von Herzen bereit bin, mich eines Bessern belehren zu lassen, im Falle ich wider Vermuthung irren sollte.

Ich halte das ch nicht für das Zeichen des Lautes, welchen man bisher demselben beilegte:

1) Weil kein einziges deutsches Wort mit diesem Laute anfängt, da doch kein anderer Laut vorhanden ist, der nicht mit einer Menge Wörter am Anfange verbunden wäre. In seiner vermeintlichen Bildungsweise liegt nichts, was diese Verbindung erschweren könnte.

2) Sein Zeichen, das aus c und h zusammengesetzt ist, weist gleichfalls darauf hin, daß er keinen rein-deutschen Urlaut bezeichnet, und scheint anzuzeigen, daß man ihn mehr zur Übertragung fremder Wörter, z. B. Chor, Christen, Cherub, China ꝛc. erst aus dem Hauchlaute c (k) und h gebildet habe.

3) Wird dieser Laut so rauh aus der Kehle tönend ausgesprochen, wie in einigen deutschen Ländern geschieht, wodurch er Ähnlichkeit mit dem Schall des Räuspern erhält: so gewinnt er einen solchen Mißlaut, den kein für den Wohlklang unserer Sprache gestimmtes Ohr ertragen kann, sondern ihn als einen Bastard verwerfen muß. Wird er ohne dieses krächzende Geräusche ausgesprochen, so nimmt er ganz die Bildung eines scharf ausgesprochenen, mithin in der Gesichtssprache verdoppelten, Sauselauters g an, z. B. ich, mich — igg, migg.

4) So auffallend es jeder Sprachforscher finden muß, daß kein deutsches Wort mit ch anfängt, eben so auffallend erscheint es, daß sich in unserer Sprache keine Verdoppelung des g findet, während die übrigen so häufig zur Schärfung verwendet werden, z. B. Ebbe, Affe, alle, Ekke, Amme, inne, irre, Poppe, Esse, Stätte, Duzzen ꝛc. Wie? wenn nun ch nichts, anders in den ursprünglich deutschen

Wörtern als dieses geschärfte g wäre? Lerche z. B. würde dann ursprünglich haben andeuten sollen, daß man es Lerg—ge ausspreche, wie man es wirklich ausspricht. Nur in dem Worte Flagge kommt das doppelte Ge vor, aber offenbar ist es hier der Stoßlaute Ge, weil es ausserdem wie flache lauten würde.

5) In alten Schriften wurde ch wirklich statt gg gebraucht. So ist zum Beispiele der Ort Muggendorf sonst Mochendorf geschrieben worden. S. Österreichers Burg Neideck.

6) Es findet sich auch wirklich, daß das ch sich in allen Wörtern mit gg verwechseln lässet, ohne daß sie anders lauten. Magen unterscheidet man leicht von maggen, aber letzteres Wort nicht von machen. Im Worte selig wird die letzte Silbe ungeschärft ausgesprochen, weil nur ein g am Ende steht; schreibt man glückligg, so wird die Endsylbe geschärft gelesen, und lautet gerade wie glücklich. Eben so wird man keinen Unterschied in der Aussprache von welg—ger und welcher; schnarg—gen und schnarchen; horg—gen und horchen ꝛc. finden.

7) Der Gang der Ausbildung unserer deutschen Gesichtssprache (im Gegensatze der Gehörsprache) war keineswegs so beschaffen, daß er uns vor einem Irrthume in Ansehung des Lautes schützen

konnte, dem ein so eigen zusammengesetztes Lautzeichen (ch) zugekommen war. Hat man ja bis auf unsere Tage die einfachen Laute ä, ö, ü, für doppelte Laute gehalten!

8) Auch verursacht die Ausscheidung dieses Lautes aus unserer Lautreihe keine Verwirrung, indem der Buchstabe eben so gut fortbestehen kann, wie mehrere andere, wie z. B. das x, von welchem man nun auch allgemein weiß, daß er keinen eigenthümlichen Laut, sondern die Laute k und s bezeichnet. Das ch kann ferner noch gebraucht werden, um sowohl die Wörter aus fremden Sprachen, welche mit einem geschärften g anfangen, als auch die deutschen Wörter zu bezeichnen, worin das doppelte oder geschärfte g zu hören ist. Doch steht es dem deutschen Volke frei, wenn es will, sich dieses unnöthigen Schriftzeichens gänzlich zu begeben; wie es auch bereits Kurfürst, und nicht mehr Churfürst seit langer Zeit zu schreiben angefangen hat, und zwar aus dem guten Grunde, weil dieses Wort von kühren (cühren oder, das h hinter c gesetzt, chüren) d. h. wählen abstammt.

9) Endlich verdient noch bemerkt zu werden, daß kein europäisches Volk diesen, für das ch angenommenen, Laut hat. Die Franzosen sprechen

diesen Buchstaben wie sch, die Italiener wie k, und die Engländer wie tsch aus.

Man prüfe und urtheile; die Entscheidung selbst mag von der Bestimmung der Mehrzahl unserer Sprachkundigen abhängen. Mir genügte, hier den Gegenstand zur Untersuchung gebracht zu haben.

II.

Über die Buchstaben der deutschen Sprache.

So wie die Laute die ersten Bestandtheile der Gehörsprache ausmachen, so bilden die Buchstaben eben diese Bestandtheile der Gesichtssprache. Beide stehen in dem entsprechendsten Verhältnisse zu einander: was jene sind, sollen diese dem Auge bezeichnen, und was diese bezeichnen, das sollen jene zu Gehör bringen. Lesen heißt daher in diesem Sinne, aus der Gesichtssprache in die Gehörsprache übersetzen; und schreiben, aus dieser in jene. Wegen dieser genauen Beziehung zu einander ist es von höchster Wichtigkeit, diese Urbestandtheile der Schriftsprache eben so genau zu mustern, wie jene der Lautsprache.

Erster Abschnitt.

Von der erforderlichen Anzahl und den Namen der Buchstaben.

Jedem Verständigen leuchtet es als ein Hauptgrundsatz ein, daß es zur Vollkommenheit einer jeden Sprache gehört, nicht mehrere und nicht weniger Buchstaben zu haben, als sie Laute enthält. Mehrere sind ein lästiger Überfluß, wenigere ein fühlbarer Mangel.

Die deutsche Sprache hat den Vorzug vor allen europäischen Sprachen voraus, daß sie die wenigsten Verbesserungen bedarf, um sich auch diese Vollkommenheit anzueignen. Sie kommt nicht so oft in den Fall, wie andere, mehrere Buchstaben zu häufen, um einen einzigen Laut auszudrücken, wie z. B. die französische, welche eau gebraucht, um den Laut o (beau) zu bezeichnen. Fast alle ihre Buchstaben zeigen nur einen bestimmten Laut an. Was ihr allein zum Vorwurfe gemacht werden kann, ist ein Übermaß an Lautzeichen, was sich aber leicht bei Seite schaffen läßet.

Um dieses alles deutlicher zu erkennen, müssen wir eine Musterung der nöthigen Lautzeichen vornehmen, wobei uns dieser Überfluß sowohl als

die Unbestimmtheit und die Anhäufung einiger Lautzeichen von selbst in die Augen fallen wird.

Zur Bezeichnung der 8 Grundlaute haben wir in unserer Sprache die 8 Buchstaben: a e i o u ä ö ü. Das y (Ypsilon) ist ursprünglich kein deutscher Buchstabe, durchaus überflüssig, und daher als eine Unvollkommenheit allgemein zu verbannen, wobei schon mehrere Schriftsteller mit gutem Beispiele vorangegangen sind. Soll er, wie einige Vertheidiger desselben vorgeben, den Laut ü in ursprünglich griechischen Wörtern ausdrücken, so gebrauche man hierzu dieses deutsche Lautzeichen. Zur Bezeichnung eines langen i aber wird er nicht allgemein gebraucht; auch bedürfen wir seiner nicht hierzu, da wir schon andere Zeichen für die gedehnte Aussprache eines Buchstabens in unserer Sprache haben. Es erscheint daher die Forderung durchaus grundlos, für das gedehnte i ein eigenes Zeichen beizubehalten, während nicht das Gleiche auch für die andern, häufig gedehnt vorkommende Grundlaute gefordert wird. Man schreibt auch schon lange Zeit nicht mehr wie sonst Ygel, Kybitz, Juny, July, sondern Igel, Kiebitz, Junius, Julius, oder letztere Wörter abgekürzt Jun. Jul. — Das Ypsilon endlich deßwegen noch beibehalten zu wollen, um einige wenige Wörter, wie z. B. sein (einem dritten angehörig) und

seyn (in der Wirklichkeit erscheinen), ey und Ei, besser unterscheiden zu können, ist darum verwerflich, weil so viele andere Wörter in unserer Sprache vorhanden sind, die bei einerlei Schriftweise verschiedene Bedeutung haben, und doch ohne Anwendung besonderer Schriftzeichen wohl unterschieden werden. Jeder weiß z. B. aus dem Zusammenhange schon, ob vom Mahlen des Getraides, oder vom Mahlen der Gestalt eines Menschen die Rede ist. Überdieß, kann man in der Gehörsprache den Sinn solcher gleichlautenden Wörter leicht auffassen, warum sollte es bei der Gesichtssprache nicht auch der Fall mit gleichgeschriebenen Wörtern seyn, wo uns in der Regel mehr Zeit zur Auffassung des richtigen Sinnes, als bei jener gestattet wird. Was endlich noch den Gebrauch des Ypsilons bei Wörtern aus fremden Sprachen betrifft, so kommt das Nöthige darüber noch in einem besondern Abschnitte vor.

Die 3 letzten Grundlaute hat man durch a, o, u bezeichnet, über welche man noch ein kleines e setzte. Man that dieses ursprünglich vermuthlich deßwegen, weil man irriger Weise glaubte, diese Laute seyen nicht einfach, sondern aus den Lauten wirklich zusammengesetzt, welche von diesen Buchstaben angezeigt werden, wie z. B. ä, das aus a und

e sich bilde, wenn es zu einem Laute verbunden wird. Man behält ihre Gestalt als zweckmäßig bei, da sich Niemand mehr durch das über jenen Buchstaben stehende, kaum mehr erkennbare e irre leiten lässet, diese Buchstaben anders als einfach auszusprechen. Nur die großen Buchstaben Ae, Oe und Ui, müssen billig durch Ä, Ö und Ü ersetzt werden, damit sie jenem Irrthume keine neue Nahrung geben.

Die übrigen Stimmlaute werden durch j (J), w, m, n, l, r bezeichnet, wobei nichts zu erinnern ist.

Die Buchstaben für die 8 Stoßlaute sind: h, g, k, d, t, b, p, z; und für die 4 Sauselaute: f (v), ſ (s), sch, g, über welche folgendes bemerkt werden muß.

Der Stoßlaut g und der Sauselaut g sollten billig durch ein äusseres Kennzeichen unterschieden werden, was so leicht auszuführen seyn würde, denn man darf hier etwa nur mit einem Striche (g) eben so zu Hülfe kommen, wie man es schon bei dem Jod (J) gethan hat, um letzteres von dem J zu unterscheiden. Diese Bezeichnungsweise könnte auch bei der verkehrten Aussprache beider Buchstaben im Nord- und Süd-Deutschland Statt finden,

weil sie eben so umgekehrt die gewöhnliche Aussprache jener Buchstaben bezeichnen würde.

Wie wir zu f und v als 2 Zeichen für einen und denselben Laut gekommen sind, wird sich aus der Geschichte unserer deutschen Buchstabenschrift kaum mehr nachweisen lassen. Wir brauchen aber nur Ein Zeichen, und ich stimme daher mit Heyse für die alleinige Beibehaltung des f. In einigen Wörtern z. B. fest (sonst vest), hat man dieß schon in Ausführung gebracht; in andern lässet es sich gleichfalls nach und nach bewerkstelligen. So kann man z. B. Fater leicht für Vater schreiben, was auch die Engländer bereits thun, bei denen jenes Wort Father geschrieben wird. Wollte eine Regierung ihrem Schreiberpersonal befehlen, oder die Schullehrer sich dazu vereinigen, das v überall gegen f zu vertauschen, bald würde sich Auge und Hand daran gewöhnt haben, und diese leichtere Schreibweise allgemeine Nachahmung finden.

Der Buchstabe sch beweist schon durch seine Gestalt, daß man in frühern Zeiten nicht die Einfachheit des durch ihn bezeichneten Lautes erkannte, und eben deßwegen ihn durch Zusammensetzung aus verschiedenen Zeichen (z. B. zu Ulphilas Zeiten durch sk) zu bilden suchte. Zu wünschen wäre es allerdings, daß er durch eine einfache Gestalt ersetzt

werden könnte. Da es jedoch schwer fällt, ein Volk von einem Zeichen, das in so vielen Schriften ständig geworden ist, nicht bloß zu entwöhnen, sondern ihm dafür ein ganz neues aufzudringen, so mag das ſch beibehalten und wie ein einfaches Zeichen behandelt werden. Dringender ist der Wunsch, daß man sich darüber vereinigen möge, ob mehrere damit geschriebene Wörter, wie z. B. stehen, Stunden, spalten, Sprache ꝛc. nach der Bedeutung der dabei gebrauchten Buchstaben, oder nach der im größten Theile unseres Vaterlandes bestehenden Gewohnheit wie schtehen, Schtunde, schpalten, Schprache, ausgesprochen werden soll, in welchem letztern Falle auch diese Wörter auf letztere Weise geschrieben werden müßten. Da hier der Laut ſch nicht wie in andern Wörtern, z. B. in zischen, etwas zur Wortmahlerei beigetragen hat, so stimme ich meines Theiles dahin, die Jugend in unsern Schulen strenge zur Befolgung des Grundsatzes anzuhalten: lies die Wörter so, wie dir durch die Lautzeichen befohlen wird.

Alle übrigen Buchstaben erkläre ich theils für unächt oder fremdartig, theils für überflüssig, und daher der Vollkommenheit unserer Sprache nachtheilig.

Dahin gehören ausser den angeführten, über welche das Verbannungsurtheil schon ausgesprochen wurde, nämlich das ch, y und v, noch folgende: das fremde c, das durch k zu ersetzen ist, wo es wie ein k lautet; und durch z, wo es wie dieses ausgesprochen wird; ph, das wie f lautet, und bereits auch von den Italienern in ihrer Schriftsprache ausgemerzt worden ist; qu, welches nur in wenigen Wörtern, z. B. Qual, Quelle, bequem 2c.) vorkommt, und dessen längere abgeschmackte Beibehaltung uns wahrhaft zur Unehre gereichen würde, da wir diese Wörter so gut mit ächten deutschen Lautzeichen (Kwal, Kwelle, bekwem) schreiben können; und x, welcher eine Buchstabe zwei Laute, nämlich ks bezeichnet. Auch für letztere muß als Gesetz aufgestellt werden, ihn mit ächten deutschen Buchstaben, mithin Hekse, Akse, Eidekse 2c. zu schreiben.

Mit dem c sollte auch das ck verbannet, und solches durch seine wahren Lautzeichen kk ersetzt werden, wie von Mehreren löblicher Weise angefangen worden ist. Nicht gleiche Bewandtniß hat es mit tz, das von Einigen irrig für zz gehalten wurde. Es lautet, wie es geschrieben wird, z. B. Schät—ze, nicht Schäz—ze; jet—zt, Hit—ze 2c.

Mit ch macht es in deutschen Wörtern keine Schwierigkeit. Man schreibe maggen, gleigg, reigg,

welgger, glückligg, Glückligger, ſigger, igg, digg. Iſt man nicht damit zufrieden, ſo laſſe man das ch als Zeichen für gg noch eine Zeit lang fortbeſtehen; aber halte es nicht länger für das Zeichen eines beſondern einfachen Lautes. Will man in den eingebürgerten fremden Wörtern, Chriſt, Chor, Charakter, unſerer Sprache mehr Einfachheit und Vollkommenheit verſchaffen, ſo ſchreibe man ſie ſo, wie ſie bereits vom größten Theile des Volkes ausgeſprochen werden, folglich: Kriſtian, Kohr, Karakter, oder ſpreche ſie, wenn man den Buchſtaben ch auch bei dieſen beibehalten will, wie gg auch allgemein aus.

Eben ſo muß ich um der Vollkommenheit der Sprache willen darauf antragen, den Buchſtaben e nicht als Zeichen für 2 Grundlaute fortbeſtehen zu laſſen, wodurch eine Entzweiung in der Ausſprache bereits eingeriſſen iſt, die in der Folge noch größer werden muß. Wo es wie ä lautet, ſchreibe man es mit ä.

Noch haben ein Paar Pädagogen den Verſuch gemacht, ſtatt äu, eu — haü, heü oder wohl gar häü zu ſchreiben, was ihnen aber durchzuſetzen, ſchwerlich gelingen dürfte, weil die jetzt immer mehr ſich ausbreitende Kenntniß der Lautbildungsweiſe Jedem, der ein gutes Sprachgehör hat, ſehr leicht erkennen

kennen läßt, daß man wirklich häute, Gebäude, Eule (Äule) ꝛc. und nicht häüte, Gebäüde, Äüle ꝛc. spricht, welche Wörter nach letzterer Weise ganz anders, wie jene lauten, und daher auch von diesen Pädagogen selbst im Umgange nicht so ausgesprochen werden. Man hütte sich dergleichen bloß vermeintliche Verbesserungen mit unserer Schriftweise vorzunehmen, und beschränke seinen Fleiß dabei nur auf das Nöthige. Zur Berichtigung unserer Schreibweise scheint aber jetzt, nachdem über die Lautlehre volles Licht verbreitet worden ist, der rechte Zeitpunkt herbeigekommen zu seyn, wobei man nicht zu fürchten hat, daß wieder so unreife Früchte zum Vorscheine kommen werden, wie vor vierzig und funfzig Jahren deßwegen geschah, weil man sich damalls aus bloßer Nachahmungssucht hinsichtlich der Franzosen an diese Arbeit wagte, ohne den Zeichenbedarf unserer Sprache vorher genau erforscht zu haben.

Über die Benennungen der Buchstaben habe ich nur Weniges zu bemerken. Daß die Grundlauter ihren Laut selbst als Namen führen, ist bei den fünf ersten allgemein angenommen worden. Folgerecht muß nun dieser Grundsatz auch auf die 3 übrigen einfachen Grundlauter ä, ö und ü angewendet werden. Wer diese noch ferner A—e,

D—e, U—i nennen wollte, würde damit verrathen, daß er von seiner Muttersprache noch keine gründliche Kenntniß erlangt habe. Derselbe Grundsatz ließ sich selbst auf die sämmtlichen Mitlauter anwenden, da ihre Laute, besonders was die unter ihnen befindlichen Stimmlaute betrifft, sehr vernehmbar sind. Auch findet derselbe bereits in allen guten Schulen Anwendung, wo die Lautmethode eingeführt ist, und die Lehrer den Geist rein aufgefaßt haben. Gleichwohl stimme ich nicht dafür, daß diese Regel auch im bürgerlichen Leben befolgt werde, sondern halte dafür, daß es besser sey, hier nicht nur jedem Buchstaben, wie jedem andern Dinge, einen besondern Nahmen zu geben, und selbst hierbei von dem bereits eingeführten, nicht ohne hinlänglichen Grund abzuweichen. Einige Pädagogen haben vorgeschlagen, jedem Mitlauter ein kurz auszusprechendes e anzuhängen. Warum anhängen? Warum nicht lieber vorsetzen, damit der eigenthümliche Laut besser nachtönen könne? Warum nicht lieber dazu das a nehmen, was besser als e tönet? Man lasse daher lieber alle diejenigen bisherigen Buchstaben-Nahmen fortbestehen, welche der nothwendigen Forderung entsprechen, daß dadurch der ihm zukommende Laut genugsam angedeutet werde. Nur jene Nahmen müssen durchaus abgeschafft werden, welche, wie z.

B. Eszeha, den Laut sch nicht in sich enthalten; und dafür einen Namen erhalten, welcher obiger Forderung entspricht. Sehr löblich ist es daher, daß der Buchstabe sch schon von Vielen Sche genannt wird. Noch zweckmäßiger dürfte er den Namen Esch erhalten.

Ich werde jetzt hier die sämmtlichen Nahmen nach den dabei nothwendig vorzunehmenden Abänderungen, und zwar in der Reihe beifügen, wie unser Alphabet künftig angeordnet werden muß, wenn es auf Ächtheit und Vollständigkeit Anspruch machen soll.

A, ä (nicht a — e) be, de, e, ef, ge (das gesauste), ga (das gestoßene), ha, i, jod, ka, el, em, en, o, ö, pe, er, es, esch, te, u, ü, we, zet (eigentlich ze).

Zweiter Abschnitt.

Von dem Gebrauche der deutschen Buchstaben bei fremden Wörtern.

Es ist beinahe unverzeihlich, daß sich das deutsche Volk bisher aus übertriebener Achtung vor fremder Sitte in Hinsicht der Schreib- und Leseweise der Nahmenwörter anderer Völker Fesseln hat anlegen lassen. Andere Nationen, ältere und neuere, unterwerfen sie den Gesetzen ihrer Sprache; wir

Deutschen hingegen behalten nicht nur die Schreibweise dieser fremden Nahmen bei, sondern fordern von unsern Mitbürgern recht unverschämter Weise, die Aussprache derselben von allen fremden Völkern zu erlernen. Voltäre z. B. sollen wir gegen unsere eigenen Aussprachgesetze Woltär; Rousseau, Rußo; Loire, Loar; Rochelle, Roschell; Portsmuth, Porsmaus; Greenwich, Grinwitsch; Leinster, Lenster ꝛc. aussprechen.

Um unserer Sprache, diesem Hauptkleinode unseres Volkes, zu seiner Selbstständigkeit zu verhelfen, muß dieser unvernünftigen Zumuthung, daß bei uns jedes fremde Wort nicht nur so geschrieben, sondern auch so ausgesprochen werde, wie es von den fremden Völkern geschrieben und ausgesprochen wird, durchaus ein Ende gemacht werden. Dahin führt folgendes, allgemein geltend zu machendes Gesetz.

Welches Wort auf deutsche Zunge genommen wird, hat sich künftig nach den Gesetzen derselbe zu richten.

Will man, daß fremde Nahmen von uns so ausgesprochen werden, wie sie bei diesen fremden Völkern lauten; so schreibe man sie mit deutschen Buchstaben **dieser Aussprache** gemäß. Soll

z. B. der englische Name des Philosophen Newton, des Schauspieldichters Schakespeare, und des Schauspielers Garrik bei uns Deutschen eben so ausgesprochen werden, wie er in England lautet: so schreibe man sie Njutt'n, Schäkspihr, Gärrik. Will man letzteres nicht thun, so bleibt unserm Volke nichts übrig, als diese Namen nach den deutschen Lesegesetzen auszusprechen. Wellington, Plymuth, Wallis, Paris, Caen, Luneville, Ximenes, Boerhave, Japan rc. werden gerade so gelesen, wie die Buchstaben es im Deutschen andeuten, so verschieden sie in ihrer Heimath ausgesprochen werden. Dasselbe Gesetz befolgen auch andere Völker. Z. B. die Engländer sprechen die Nahmen Rachel, Enoch, Christian, Penelope, Phöbus rc. ganz richtig nach ihrem Sprachgesetze aus: Rättsel, Inok, Krißtjen, Penihlopih, Fihbös rc. Daß die Franzosen dasselbe thun, z. B. bei den Namen Horatius, Virgilius, Ovidius rc. ist bekannt genug.

Was in Hinsicht der Aussprache fremder Nahmen gilt, gilt auch in Hinsicht der langen und kurzen Silben. Will man, daß z. B. die griechischen Nahmen Alexandria, Ephesus, Trasibulus, Thermopylä nach den Gesetzen der griechischen und nicht der deutschen Sprache betont werden sollen, so schreibe man sie auch im Deutschen so, daß es jeder Deut

sche weiß, oder lasse sie nach deutscher Weise betonen. Auch mein Nahme wird, ob er gleich griechischen Ursprungs ist, und daher Stephāni lautet, sehr häufig nach deutscher Art Stĕphani ausgesprochen, was ich obigem Gesetze getreu gar nicht fehlerhaft finde. Will meine Familie, daß ihr Eigennahme auf griechische Weise betont werde, so mag sie ihn auf deutsch so schreiben, daß man nicht davon abweichen kann.

Diese Strenge fordere ich nicht bloß in Hinsicht der Eigennahmen, sondern aller fremden Wörter überhaupt, sey es, daß sie als fremde oder als eingebürgerte gebraucht werden.

In dem ersten Falle kann man sie deutsch so schreiben, wie sie deutsch ausgesprochen werden sollen, und eingeklammert beisetzen, wie sie in der fremden Sprache geschrieben werden. Fremder Buchstaben darf man sich überhaupt nur bedienen, wenn eine fremde Rede, Redensart oder Wort als solches angeführt wird. Was aber deusch geschrieben wird, das muß auch deutsch gelesen werden. Man darf es daher nicht übel nehmen, wenn ein Deutscher dieses Gesetz befolgt. Jener Bauer, als Vorleser einer deutschen Zeitung in einem Wirthshause that ganz recht, daß er die vorkommende Erklärung eines Gesand-

ten, sein Herr habe dieses Land durch seine Armee einstweilen in Depot genommen, ganz nach deutscher Regel las, und daher auch The—Pot aussprach; und der anwesende Gelehrte hatte Unrecht, jenen darüber auszulachen. Ein Gleiches hat sich ebenfalls schon öfters mit dem fremden Nahmen Gensd'arm zugetragen, den so ganz ohne Noth man unserer Landwache beigelegt hat, und der nach deutscher Weise Gänsdarm gelesen wurde. Wer dem vorbeugen will, der nehme deutsche Wörter für fremde, oder schreibe letztere deutschartig. Je strenger wir hierbei auf die Rechte unserer Muttersprache sehen, desto mehr wird ihre angefangene Reinigung Fortgang gewinnen.

Bei vielen Wörtern befolgen wir bereits dieses Lesegesetz, denn wir sprechen General aus, und nicht Scheneral; Major und nicht Maschor; London und nicht Löndön; Lord und nicht Lahrd; Ladi und nicht Lehdi. Dieß thun auch andere Nationen. Z. B. die Engländer sprechen Lieutenant, Chaos, Charakter, Echo rc.; Liftennent, Kehos, Kärrekter, Ekko rc. aus, wie es das Gesetz ihrer Sprache befiehlt.

Noch haben wir aber eine Menge eingebürgerter Wörter, die nicht nach einheimischen, sondern nach fremdem Sprachgesetze gelesen werden, z. B.

Lieutenant, Chaussee, Chokolade. Entweder müssen wir diese Wörter auf deutsche Weise aussprechen, oder, da man dieses nicht gerne hören wird, solche auf deutsche Weise, folglich Leutnant, Schoßee, Schokolade rc. schreiben.

Dritter Abschnitt.

Von den Buchstaben als Lesezeichen.

Die als Lesezeichen in unserer Sprache gebräuchlichen Buchstaben eignen sich allein dazu, stumme zu heißen, weil sie keinen Laut bezeichnen, sondern nur dazu dienen, die Schärfe und Dehnung der einzelnen Stammwörter und Silben anzuzeigen.

Sie sind bei einer Sprache, wie die deutsche ist, die von ihrem Ursprunge als Erzeugniß der Tonmahlerei — der menschlichen Kunst, Naturtöne nachzuahmen, und Gefühle hörbar zu machen — noch so vieles an sich trägt, von hoher Wichtigkeit.

Andere Sprachforscher, z. B. Fulda, Hörstel rc. haben auf das Sprechende der einzelnen Laute aufmerksam gemacht, und daraus bewiesen, daß die Sprache anfänglich nur von Tonmahlerei ausging. Daß dieser Gebrauch im Fortgange der Zeit verlohren gegangen ist, als man die Sprache mehr zum Gedankentausche, als zum ersten ur-

sprünglichen Zwecke benutzte, war sehr natürlich. Doch tragen viele Wörter bis auf unsere Tage noch das Gepräge dieses Ursprunges unserer Sprache, wie z. B. wehen, blasen, stoßen, sausen, säuseln, heulen, Donner, rollen, zischen, schmatzen, Wind, wiehern, und unzählig viele andere. Ich schränke mich hier nur auf das Bedeutsame ein, welches in dieser Hinsicht noch die Dehnungs- und Schärfungszeichen enthalten.

Wir richten dabei zuerst unsere Achtsamkeit auf die erstern. Schon das Wort dehnen zeigt das Bezeichnende an, welches in dieser Tonmahlerkunst unserer Sprache liegt. Wer wird es läugnen, daß das Wort Saal einen größer ausgedehnten Raum eines Zimmers andeutet, an den wir durch das Wort Sal (ohne Dehnung) nicht würden erinnert werden? Bekanntlich hielten unsere deutschen Ahnen viel auf lange Haare, und selbst dieß scheinen sie durch die ausgedehnte Aussprache dieses Nahmenwortes ausgedrückt zu haben. Eben so leicht ist die Bedeutsamkeit des Dehnungszeichens noch in den Wörtern fühlen, ziehen, fahren, dienen, hohl, Jahr, Thal, wählen, Fuß, und so vielen andern wahrzunehmen. Hierbei aber darf zweierlei nicht übersehen werden. Gewiß ist die ursprüngliche gedehnte Aussprache mancher dieser ausdrucksvollen Wörter ver-

lohren gegangen, so wie noch gleiche Gefahr für die übrig gebliebenen vorhanden ist, wenn nicht Vorsorge getroffen wird, auf solche künftig beim Sprachunterrichte mehrere Aufmerksamkeit zu verwenden. Dann darf zweitens nicht übersehen werden, daß im Fortgange der Zeit manches Wort eine gedehntere oder auch eine geschärfte Aussprache angenommen hat, wovon der Grund nicht in einem tonmahlerischen Bestreben lag, sondern theils im Zufalle, theils in fehlerhafter Aussprache gesucht werden muß, an dem entweder das Gehör oder das Sprachorgan Schuld hatte.

Der ursprüngliche Zweck der gedehnten Aussprache gewisser Stammwörter ging offenbar dahin, mit denselben in der Seele des Hörenden zugleich die Empfindung des Ausgedehnten, des Langsamen, des Anhaltenden, des Lieblichen rc. zu wecken. In den Wörtern, die einen solchen Gegenstand bezeichnen, welcher diese Empfindung erregt, leisten mithin diese Zeichen der Aussprache einen bedeutsamen Dienst, und sind daher als Gebilde natürlicher Beredsamkeit unserer Sprache zu einer wahren Zierde anzurechnen. Sie müssen deßwegen nicht nur als nothwendige Bestandtheile beibehalten, sondern es muß auch noch nach Möglichkeit für Vervollkommnung derselben gesorgt werden.

Letzteres ist theils dadurch zu bewerkstelligen, daß man allen Wörtern, welche dasselbe tonmahlerische Gepräge verdienen, dieses Dehnungszeichen noch beilegt, (wie z. B. Nahme, welches weit gewichtiger klingt als Name, wie einige schreiben; Öl, welches wirklich Öhl — zur Bezeichnung des ihm beiwohnenden zähen Zusammenhanges — ausgesprochen, und von Einigen auch schon so geschrieben wird), und denjenigen Wörtern, die es nicht wesentlich erfordern, wieder abnimmt; theils daß man auch die Bezeichnungsweise der Dehnung etwas mehr zu vereinfachen sucht. Beides aber konnte nur das Werk des jetzigen Zeitalters werden, in welchem man das deutsche Volk nicht bloß durch Schriftsprache vereiniget, sondern es auch dahin streben sieht, dieß geistige Band seiner National-Einheit immer mehr zu vervollkommnen.

Die Musterung der Wörter, welche ein Dehnungszeichen verdienen, oder denen es ohne Grund beigelegt worden ist, für eine andere Zeit verspahrend, beschränke ich mich hier nur auf den Nachweis der eben so nothwendigen als leicht ausführbaren Vereinfachung derselben.

Als Dehnungszeichen werden im Deutschen nicht nur die verdoppelten Grundlauter aa, ee, oo, ää, sondern auch das hinter den Grundlautern stehende

h; ah, äh, eh, ih, oh, öh, uh, üh — und überdieß noch sehr häufig das e hinter dem i (ie) gebraucht. Auch gehört hierher das th, welches offenbar sein Dasein nur dem regellosen Thun früherer Schreiber zu verdanken hat, die das h dem Grundlaute entzogen, wohin es doch gehört, und es lieber gleich mit dem t verbanden. Statt Draht, Naht, Fahrt, oder Tahl, Noht, tuhn, Raht, Muht zu schreiben, schrieb man Draht, Nath, Farth, Thal, Noth, thun, Rath, Muth. Zwar meinten einige ältere Sprachgelehrte, das th bezeichne entweder einen verlohren gegangenen Laut, so wie er jetzt noch bei den Griechen und Engländern einen besondern Laut bezeichne; oder er deute auf einen Mittellaut zwischen d und t. Letzteres hat schon Adelung für ein Hirngespinst erklärt, weil zwischen dem sanft- und hart gestossenen Laute dieser Buchstaben kein Mittellaut in der Wirklichkeit nachgewiesen werden kann. Und da wir heutiges Tages wenigstens keinen Laut mehr haben, welchen das th bezeichnen könnte, dagegen alle jene Wörter, worin dieser doppelte Buchstabe vorkommt, gedehnt ausgesprochen werden: so bequeme man sich dazu, ihn bloß für eine abgeänderte Form des Dehnungszeichens h zu halten. Hat man diese Überzeugung einmahl allgemein aufgefaßt, so wird man sich dann

auch bereitwillig erzeigen, durch Vereinfachung der Gebrauchsregel für dieses Dehnungszeichen — daß es immer hinter den Grundlauter zu setzen sey — unserer Sprache auch hierin mehr Vollkommenheit zu verschaffen.

Diese Rücksicht fordert uns Deutsche auf, uns auch über das Zeichen der Dehnung zu vereinigen, da wir hierzu nur Eines nöthig haben. Man hat hierbei die Wahl, entweder dem h allein, oder der Verdoppelung des Grundlautes diese allgemeine Bestimmung zu geben, oder wenn man die Buchstaben nur für Lautzeichen will gelten lassen, die Dehnung durch einen Querstrich über den Grundlaut anzuzeigen. Ich will dieß zur Probe durch folgenden Satz, auf diese dreifache Weise geschrieben, vor Augen legen.

Dih Frau sagte zu ihm: Sih werden es von ihrem Sohne ohne Mühe erfahren, weñ Sih als Sehlenkeñer sein Gemühte zu rühren ver stehen.

Dii Frau sagte zu iim: Sii werden es von iirem Soone oone Müüe erfaaren, weñ Sii als Seelenkeñer sein Gemüüt zu rüüren versteeen.

Di̅ Frau sagte zu i̅m: Si̅ werden es von i̅rem So̅ne o̅ne Mü̅e erfa̅ren, wenn Si̅ als Se̅lenkenner sein Gemü̅t zu rü̅ren verste̅en.

Sieht man darauf, woran das Auge sich am leichtesten gewöhnen könnte, so wird man der ersten Schreibart den Vorzug geben. Die natürlichste dürfte aber die zweite seyn, weil es doch eigentlich nur der Grundlaut ist, welcher gedehnter lautet. Zugleich stimmt sie am besten mit der Regel überein, wie man die Schärfung einer Silbe anzudeuten pflegt. Die letzte würde der Einförmigkeit wegen auch die Einführung eines Schärfungszeichen (z. B. Gót) wie in andern Sprachen verlangen. Diese Strichbezeichnung möchte jedoch weit unbequemer erscheinen, weil der Schreibende so oft genöthiget wird, den fortlaufenden Zug der Hand zu unterbrechen. Ohne entscheiden zu wollen, welche Schreibart die bessere sey, bleibe ich nur bei der Behauptung stehen, daß der erste Schritt zur Vervollkommungssprache darin bestehe, ihr Mangelhaftes klar aufzufassen, und ich mich daher schon damit begnüge, auf diese Kenntniß hier aufmerksam gemacht zu haben.

Bis dahin, wo unsere Nation zur allgemeinen Einsicht reifen wird, wie nothwendig eine einfache Gesetzgebung für die Schreibweise unserer Sprache sey, wird man auch die Überzeugung sich zu eigen machen, daß in vielen Wörtern ganz überflüssig doppelte Dehnungszeichen vorkommen, z. B. in dem

Worte Thier, wo h und e die Dehnung des i bezeichnen. Man könnte es bloß Tier oder Tihr schreiben. Auch hieraus dürfte bemerklich werden, daß den Bildnern unserer Schriftsprache die Regeln der Einfachheit und Gleichförmigkeit keineswegs klar geworden sind, sonst würden sie solche besser in Anwendung gebracht haben. Der gebildetern Nachkommenschaft liegt aber ob, das an der Vollkommenheit ihrer Sprache noch Fehlende zu ergänzen.

Zur Verschärfung der Sylben wurde die Verdoppelung der Mitlauter am Ende derselben aus einem sehr guten Grunde angenommen. Diese letztern lauten wirklich so stark, daß sie in den Wörtern, wo ihnen eine zweite, mit einem Grundlaute anfangende Sylbe, nachfolgt, in Folge des Mechanismus unserer Sprachorgane wie gedoppelt lauten. Z. B. Will—e, Lämm—er, weßhalb man solche Wörter auch beim Schreiben und Sillabiren, Wil—le und Läm—mer, abzutheilen pflegt. Nur bei den einsilbigen Wörtern, wie z. B. Lamm, Schall rc. erscheinen sie in ihrem reinen Gehalte als Zeichen der Schärfung.

In Wörtern, welche durch Anhäufung der Mitlauter am Ende, in Folge eben dieses Sprachorganismus, die Aussprache an sich schon scharf genug

machen, braucht es, um das Starke, das Schnelle ꝛc. eines Gegenstandes zu bezeichnen, keines weitern Zeichens der Schärfung, wie z. B. in den Wörtern stark, Blitz ꝛc., bei welchen es als Überfluß erscheinen würde, wenn man sie starrk, Blitz oder Blitzz schreiben wollte.

Noch hat die deutsche Sprache ein Zeichen, welches die Dehnung und Schärfung einer Silbe zugleich andeutet, und dieß ist das ß, wovon ich hier etwas weitläuftiger handeln werde, weil es bis jetzt nur wenigen Personen gelungen seyn durfte, diesen Unterschied klar aufzufassen.

Das Eßzet bezeichnet ursprünglich, daß der voranstehende Grundlauter gedehnt ausgesprochen werden soll: z. B. Größe wird ausgesprochen wie Gröhs—se, welches Wort auch gar wohl so geschrieben werden könnte, wenn man dieses Zwitterzeichen ß ganz verbannen, und unsere Schriftsprache mit dem Gesetze der Einfachheit ganz in Übereinstimmung bringen wollte. Eben so werden die Wörter süß, mäßig, ich aß, äußerlich, Stoß ꝛc. wie sühſſ, mähſſig, ich ahſſ, äuhſſerlich, Stohſſ ausgesprochen. Es ist daher ganz unnöthig, wie mehrere zu thun pflegen, noch nach altem Brauche, Wörter wie Maß, Schoß ꝛc., die ohnehin wie

Mahſſ,

Mahſſ, Schohſſ ꝛc. lauten, mit verdoppelten Grund- lautern Maaß, Schooß ꝛc. zu ſchreiben.

Hätte man das ß nur zum Zeichen der Dehnung beſtimmt, ſo würde über ſeinen Gebrauch keine Ungewißheit und Verwirrung entſtanden ſeyn. Man hätte ſich beim Leſen alsdann an die einfache Regel gehalten: jeder Grundlauter vor einem ſſ, mit ß bezeichnet, wird gedehnt ausgeſprochen; und beim Schreiben: das ſſ nach einem gedehnten Grundlauter wird in jeder Silbe mit ß geſchrieben. Die dem Auge, ſeiner Abrundung wegen, gefällige Form des ß verleitete jedoch die Deutſchen, ſolches auch in den Wörtern häufig zu gebrauchen, wo am Ende einer Silbe oder eines Wortes ein ſſ als Zeichen der Schärfung ohne vorhergehenden gedehnten Grundlaut ſteht. Z. B. in den Wörtern muß, Haß, Kuß ꝛc. fällt das ß lieblicher ins Auge, als wenn ſie mit dem ſpitzigen ſſ, muſſ, Haſſ, Kuſſ ꝛc. endigen würden. Eben ſo ſchrieb man auch die davon abgeleiteten Wörter, mußte, häßlich ꝛc. mit dieſem ß in der Mitte derſelben, wenn eine mit einem Mitlauter folgende Silbe noch folgte. Endlich ging dieſer Mißbrauch ſo weit, daß man die Wörter, welche in ihrer Mitte ein ſſ nothwendig haben müſſen, weil die folgende Silbe mit einem Grundlauter anfängt, auch mit dem ß ſchrieb, wie z. B.

laßen, müßen rc. als wenn diese Wörter wie lahs—sen, mühs—sen ausgesprochen werden.

Dieser doppelte Gebrauch des ß als Dehnungs- und als Schärfungszeichen verwirrt nicht nur die Jugend beim Leseunterrichte, wie alle aufmerksamen Lehrer schon häufig wahrgenommen haben werden; sondern selbst oft gelehrte Männer, die wegen der richtigen Aussprache mancher Wörter auf Abwege gerathen sind. So schreiben z. B. viele dieser letztern Füsse, was durchaus falsch ist, weil dieß Wort in der Vielheit Füße (Fühs—se) lautet. Zu diesem Irrthume wurden sie bloß dadurch verleitet, daß sie das ß in der Einheit des Wortes Fuß für das bloße ss hielten, und sich deßhalb gewöhnten, wie Fuss auszusprechen. Selbst einige angesehene deutsche Dichter ließen sich durch diese falsche Bezeichnungsweise verführen, Reime, wie z. B. Füße und Flüsse, zu bilden, und dadurch sprachgerechten Ohren anstößig zu werden.

In mehreren Gegenden Süddeutschlandes haben daher viele Gelehrte und Geschäftsmänner schon seit geraumer Zeit angefangen, um dem ß seine Bedeutung als Dehnungszeichen zu sichern, in allen Wörtern ss zu schreiben, wohin dieser Doppeltbuchstabe als Zeichen der Schärfung gehört, z. B. in müssen, ich muss, lass, Kuss, Fluss, Flüsse rc.

Will man, daß diese Schreibart die allgemeine werde, so bestehe man auf ihr, als der richtigen, nicht nur in allen Handschriften, sondern man halte auch die Setzer und Korrektoren an, in allen Druckschriften, besonders in jenen für die Jugend, das Zeichen der Schärfung (ſſ) mit dem Zeichen der Dehnung (ß) nicht weiter zu verwechseln, um die richtige Aussprache so vieler Wörter sicher zu stellen.

Zwar ist nicht zu läugnen, daß unsere Schriftsprache, von der wir wünschen müssen, daß sie alles Ekkigte und Spitzige nach und nach ganz verliehren möge, nichts hierdurch an Schönheit gewinnt. Aber dem könnte dadurch abgeholfen werden, wenn man das ß für das ſſ am Ende der Silben und Wörter gelten ließe, dagegen das Dehnungszeichen Eßzett mit einem kleinen s und einem daran gehängten wirklichen z (sz) schreiben würde, oder auf die Weise, wie ich es in meinen Musterblättern für den Schreibunterricht in Volksschulen (Erlangen 1815. bei Palm) früher schon vorgeschlagen habe. Auch bei der Druckschrift ließe sich dieß leicht in Anwendung bringen. Will man aber beide Vermittelungs-Vorschläge nicht annehmen, so bleibt nichts anderes übrig, als das Dehnungszeichen h in allen mit ß geschriebenen Wörtern dem Grundlauter bei-

zufügen, wo dieser gedehnt ausgesprochen werden muß, z. B. Gröhße, Fühße ꝛc. Dabei hüthe man sich aber vor dem von Adelung genährten Irrthume, als seien einige Grundlaute gedehnter Natur, was von dem alten Wahne herrührt, daß ä, ö und ü, nicht einfache, sondern doppelte Laute seyen. So wenig Hölle wie Höhl—le lautet, so wenig lautet auch Grösse an sich wie Gröhs—se, sondern dieses Wort muß entweder auf letztere Weise, oder mit einem ß als Zeichen, daß der vorangehende Grundlaut gedehnt lauten muß, folglich Größe geschrieben werden.

Zum Schlusse bitte ich noch einen Rückblick auf die vor 40 Jahren gemachten unglücklichen Versuche zu werfen, unsere Schriftsprache zu vereinfachen, um sich vor einem ähnlichen zu hüthen, ehe man sich mit der Natur der Laute und ihrer Bezeichnungsweise ganz bekannt gemacht hat. Man fing damahls an wilfärig, ich sol, ich mus ꝛc. zu schreiben, worüber die wahren Sprachkundigen alsbald das Verwerfungsurtheil aussprechen mußten. Man sieht schon aus den angeführten Beispielen, wie wenig noch damahls die schreibkundige Welt ahnete, wie bedeutsam durch Verdoppelung der Mitlauter der Laut so vieler Wörter hervorgehoben werden sollte. In den Wörtern, z. B. Gott, Herr, ist offen-

bar ursprünglich, durch Verstärkung des Endlautes auf den Gedanken von Macht hingewiesen, welche diesen Gegenständen eigen ist. Eben so deutet in den Wörtern Schall, Knall, Schritt, Tritt, Donner, Wille, Gebrüll, Spott, bitter, Essig und so vielen andern sicher diese Verdoppelung Stärke, Schnelligkeit, scharfe Empfindung rc. an. Wie unbedeutend diese Wörter klingen, wenn sie ungeschärft ausgesprochen werden!

III.

Über die aus dem Grundwesen eines Satzes abgeleitete Eintheilung der Wörter in allgemeine Ordnungen und die schicklichste Benennung dieser letztern.

Die Theile einer Rede bestehen in grammatischer Hinsicht aus Sätzen, und nicht aus Wörtern, welche letztern vielmehr die Theile eines Satzes ausmachen. Ich benenne daher die Wörterordnungen weder mit dem Donat aus dem vierten Jahrhundert partes orationes, noch nach der sklavischen Übersetzungsweise der neuern Zeit Redetheile, sondern heiße sie deutsch, was sie wirklich sind, Ordnungen oder Klassen, in welche wir die Wörter unserer Sprache eintheilen, um von

der Grundverschiedenheit ihres Wesens eine klare Übersicht zu gewinnen.

Schon lange hat man gefühlt, daß von diesen seit anderthalb tausend Jahren angenommenen acht Wörterordnungen, bei der Verschiedenheit der deutschen von der römischen Sprache, für welche sie vormahls nur zunächst aufgestellt worden war, und bei den seitdem gewonnenen tiefern Einsichten in das Wesen und die Gesetze der Sprache überhaupt, endlich einmahl abgegangen und eine neue Eintheilungsweise vorgenommen werden müsse. Allein man ist, von der scholastischen Philosophie noch allzusehr befangen, dabei mit so gelehrtem Rüstzeuge zu Werke gegangen, daß der Versuch zwar sehr künstlich, aber dabei sehr schwerfällig ausfallen mußte. Ihm fehlt gerade dasjenige, was ihm am meisten zur Empfehlung dienen würde, Einfachheit und Faßlichkeit. Es sey mir daher erlaubt, meine Eintheilungsweise, und zugleich die Benennungen der Wörterordnungen, die ich für die natürlichste und deßhalb schicklichste halte, hier in der Kürze mitzutheilen, und dabei die Hoffnung auszusprechen, daß, wenn mir auch nicht gelungen seyn sollte, die Aufgabe vollkommen zu lösen, doch der Weg von mir angegeben seyn dürfte, auf welchem man dahin gelangen kann.

Erster Abschnitt.

Von dem Satze als Eintheilungsgrunde der Wörter in Ordnungen.

Die Eintheilung der Wörter in Ordnungen darf nicht ohne ein sicher leitendes Prinzip vorgenommen werden, wenn sie grundhaltig ausfallen soll. Daß dieses Prinzip nur in dem Satze zu suchen sey, welcher in seiner einfachen Gestalt die Grundordnungen, und in seinem erweiterten Baue die übrigen Ordnungen der Wörter nothwendig enthalten müsse, hat man längstens schon sehr gut eingesehen.

Dieses Prinzip würde, wenn man es in Worte ausprägen wollte, ohngefehr so lauten: es gibt so viele Wörterordnungen, als in einem Satze verschiedene Gedankenbestimmungen vorkommen. Allein nicht darin lag der bisher begangene Fehler, daß man diesen obersten Grundsatz nicht mit Worten deutlich aussprach (es war schon genug, wenn man ihn nur richtig, wenn gleich noch dunkel, dachte), sondern darin, daß man vom Satze selbst sich nicht den hier allein anwendbaren Begriff bildete. Man kann ihn nähmlich sowohl als ein subjektives, als auch als ein objektives Erzeugniß ins Auge fassen. Als ersteres ge-

hört er der philosophischen Verstandeskunde (der Logik), als letzteres der philosophischen Sprachkunde (der Grammatik) an. Durch Verwechslung beider Begriffe wurde man anzunehmen verleitet, daß, so wie zur Bildung eines Satzes in subjektiver Hinsicht (für das Denkvermögen) ein Subjekt, ein Prädikat und eine Kopúla nöthig sey, auch in dem bereits gegebenen Satze, der nun schon etwas Objektives geworden ist, auch diese dreierlei Wörter, die jenen Bedingungen zur Erzeugung eines Denksatzes entsprechen, nothwendig vorkommen müßten. Da sich dieses aber in der Wirklichkeit ganz anders fand, weil unsere Sprache dem Zustandsworte (Prädikate) schon eine auf das Subjekt oder Zustandsding sich beziehende Form gibt: so sah man sich bei solchen Sätzen, wo nur zwei Wörter vorkommen, wie z. B. in dem Satze, die Sonne leuchtet, zu der Erklärung genöthiget, diese Worte sollten eigentlich heißen, die Sonne ist leuchtend, wornach die Bestandtheile eines logischen Satzes vollständig erscheinen. Denn nun glaubte man, sey das Subjekt, die Sonne; das Prädikat, leuchtend; und die Kopula ist, wirklich aufgefunden. Welche Künstelei! Und zugleich welcher Selbstbetrug, denn das Wort ist enthält ja doch nur ein Prädikat (des Seyns)

und das Wort leuchtend bestimmt nur die Art des Seyns näher.

Es ist nähmlich hier nicht von etwas Subjektiven, nicht davon die Rede, was unsere Denkkraft thut, wenn sie im Innern der Seele ein Urtheil bildet. Hierbei muß sie nothwendig ein Prädikat mit einem Subjekte in Verbindung bringen, sonst wird sie nie ihren Zweck erreichen, sondern immer nur einzelne Begriffe denken, wie z. B. Sonne, leuchten, was wir kein Urtheil nennen können. Allein der Satz, als etwas Gegebenes, stellt uns Subjekt und Prädikat schon als verbunden dar. Für diese Verbindung (des Denkvermögens), bedarf es in der Sprache kein besonders Wort, sondern es wird durch die Endgestalt des Zustandswortes schon diese Beziehung zu dem Nahmenwort ausgedrückt.

Da mithin hier nicht in Untersuchung kommt, wie ein Satz durch die Denkkraft in der Seele des Menschen entsteht, sondern was ein durch diese Denkkraft schon hervorgebrachter Satz enthält: so ist zuerst die Frage zu beantworten, aus welchen Bestandtheilen derselbe in der Wirklichkeit bestehe. In diesem philosophisch grammatischen Sinne (Objektiv) ist aber ein Satz nichts anderes, als die Aussage, in welchem Zustande sich ein Ding

oder Gegenstand befindet. Zur Rechtfertigung dieser Begriffsbestimmung dürfte folgendes dienen.

Wir bemerken durch unser Wahrnehmungsvermögen einmahl die Dinge, welche zusammen die Welt ausmachen; und dann ihre Lebensweise (die Art ihres Seyns) oder wie man sich noch kürzer ausdrücken kann, ihren Zustand. Was wir durch die Rede andern Personen mittheilen, ist nichts Anderes als eben diese doppelte Grundwahrnehmung. Man löse jede beliebige, kürzere oder längere Rede in Sätze auf, so wird man finden, daß jeder dieser Redetheile obigem Begriffe genau entspricht, und nie etwas anderes enthält, als die Angabe dieses Zustandes, in welchem sich ein sinnlich oder geistig wahrgenommener Gegenstand befindet. Zum Beispiele diene selbst dieser von den Lesern zuletzt aufgefaßte Gliedersatz. Er besteht aus folgenden einzelnen Sätzen oder Aussagen: der Leser (man) löset auf; der Leser findet; jeder Redetheil entspricht; er enthält; ein Gegenstand befindet sich. Die Erweiterungs- und Verbindungsweise dieser Sätze zu einem Ganzen gehöret nicht hierher zur Untersuchung, wo nur von dem Grundbestandtheile eines Satzes, dem in einem Zustande befindlichen Gegenstande, die Rede ist.

Die beiden Wörter, welche den betreffenden Gegenstand und seinen Zustand bezeichnen, müssen als Grundbestandtheile eines jeden Satzes folglich auch die Grundordnungen unter allen Wörtern bilden, für welche ich gewiß mit Recht die Benennung Hauptwörter in Anspruch nehmen darf. Alle Wörter, die man bisher Substantiva und Verba hieß, gehören dahin, und sie verdienen daher als die beiden ersten Wörterordnungen stets aufgeführt zu werden. Daß man das Substantiv (das Nahmenwort) bisher nur allein für ein Hauptwort wollte gelten lassen, war eine Ungerechtigkeit gegen das Verbum (das Zustandswort), die aus Unkunde der beiden Hauptbestandtheile eines jeden Satzes entsprang. Alle übrigen Wörter, die einem einfachen, aus diesen beiden Hauptwörtern bestehenden, Satze, weiter beigefügt werden, um diesen entweder vollständiger auszubilden, oder um ihn mit andern Sätzen zu einem größern Ganzen (Perioden, Gliedersatze) zu verbinden, erhalten in diesem Gegensatze zu jenen, den Hauptwörtern, den Nahmen Nebenwörter.

Nach dieser allgemeinen Erörterung schreite ich zur Aufzählung aller in unserer Sprache vorhandenen Wörterordnungen, die ich dem aufgestellten Prinzipe gemäß jetzt anstellen werde.

Zweiter Abschnitt.

Von der Anzahl der Wörterordnungen in der deutschen Sprache.

Die beiden ersten Ordnungen machen, wie bereits nachgewiesen wurde, die Nahmenwörter und die Zustandswörter aus, die zugleich vorzugsweise den gemeinschaftlichen Nahmen Hauptwörter führen.

Die Nahmenwörter behaupten unter diesen den ersten Rang deßwegen, weil die Dinge, welche zusammen die Welt ausmachen, das erste sind, was wir wahrnehmen, daher auch die hebräische Mythe vom ersten Menschen recht natürlicher Weise seine Sprachübung mit Benennung aller ihm von Gott vorgeführten Gegenstände, oder mit Bildung der Nahmenwörter anfangen läßt. Später erst bemerkten die Menschen auch die Art des Seyns der Dinge, oder ihren Zustand, und suchten auch dafür Benennungen auf, weßhalb die Zustandswörter die nachfolgende zweite Ordnung ausmachen. Wer die Entwickelung der Sprachkraft eines Kindes schon beobachtet hat, wird dabei gewiß dasselbe wahrgenommen haben.

Zu der ersten Ordnung rechne ich aber nicht bloß die Eigennahmen, welche einzelnen Wesen

besonders zukommen, und die Gesammtnahmen, welche mehrere Dinge zusammen führen; sondern auch die allgemeinen Nahmen, welche wir zur Vermeidung der besondern Nahmen in der Rede gebrauchen, um damit zu bezeichnen, wer, mit wem, und von wem man spricht. Diese allgemeinen Nahmen sind: ich, du, er, sie, es, man; wir, ihr, sie. Für Nahmenwörter muß sie Jedermann anerkennen, weßhalb schon mehrere Sprachgelehrte, wie z. B. Roth, Heyse, sie Pronominal-Substantive genannt haben. Diese Substantive gehören daher eben sowohl in die erste Ordnung, als die Pronominal-Adjective, die nichts als reine Adjective sind, in die dritte Ordnung gehören, worüber unten das Nähere vorkommen wird.

Was den Nahmen der Wörter dieser ersten Ordnung betrifft, so finde ich keinen natürlichern, als eben diesen jetzt angegebenen. Alle diese Wörter sind wirkliche Nahmen der Dinge. Der fremde Ausdruck Nomen Substantivum, will selbst nichts anderes bezeichnen, als ein Wort, was den Nahmen einer Substanz (eines Wesens oder Dinges) enthält. Jedes Ding führt einen Nahmen, womit wir es bezeichnen. Wie natürlich ist es folglich, die Wörter, welche in

unserer Sprache hierzu bestimmt sind, Nahmenwörter zu heißen. Selbst Kinder kommen in den Schulen, in welchen der Sprachunterricht nach meiner bildenden Lehrart Statt findet, auf diese so einfache und sprechende Benennung.

Die zweite Ordnung machen die sämmtlichen Zustandswörter aus, sie mögen einen thätigen oder ruhenden oder leidenden Zustand bezeichnen. Zu denselben gehören auch insbesondere diejenigen, welche den allgemeinsten Zustand der Dinge, ihr Seyn (seyn), ihr Übergehen in ein Seyn (werden), ihr vergangenes Seyn (waren), ihr Besitzen (haben), ihr Thätigseyn (thun), ihr Zulassen oder ruhiges Seyn (lassen) und ihr nothwendiges Seyn (müssen) ꝛc. bezeichnen. Das erstere Zustandswort nehmen wir da zu Hülfe, wo uns die Wörter zur Angabe eines besondern Zustandes fehlen, z. B. reich seyn. Für den Ausdruck, ich bin hungerig; können wir setzen, ich hungere, weil wir für diesen Zustand ein besonders Wort besitzen.

Da wir mit diesen Wörtern den Zustand der Dinge, oder ihre Art zu seyn (Lebensweise), bezeichnen, so finde ich den Nahmen, Zustandswörter, wieder für den natürlichsten, auf den auch unsere Kinder beim Sprachunterrichte, wie

vielfältige Erfahrung bereits bewiesen hat, von selbst geleitet werden. Er hat deßhalb schon die Zustimmung mehrerer Sprachgelehrten zu dessen Einführung gefunden. Eines ausländischen Wortes bedürfen wir nicht, und der früherhin beliebte Ausdruck, Zeitwort, ist durchaus nicht entsprechend, weil es nicht das Wesen dieser Wörterklasse, sondern etwas Zufälliges andeutet. In der Urgestalt der Zustandswörter, z. B. lieben, schreiben, reisen ꝛc. ist gar keine Zeit angegeben. Mit mehrerem Rechte könnten wir die Wörter Jahr, Monate, Woche, Tage, Stunden ꝛc. Zeitwörter nennen, weil diese wirklich eine Zeit bezeichnen. Vermeiden wir daher Benennungen, die zu einem falschen Begriffe veranlassen, und halten uns an eine solche, die uns das Wesen und das unterscheidende Merkmahl dieser Wörterordnung so deutlich angibt. Jedes Kind versteht mich, wenn ich es frage, in welchem Zustande befindest du dich; gehest, stehest, sitzest, reitest, wachest, schläfest du? Es wird gewiß eines diese Wörter aussprechen, um mir damit seinen Zustand anzugeben. Oder wenn ich von seinem sitzendem Nachbar spreche, und sage: nicht wahr, dein Mitschüler Karl steht? so wird es mir antworten: nein er sitzt. Und wenn ich nun weiter frage: was habe ich folglich unrichtig von ihm angegeben? so

wird die Antwort erfolgen: seinen Zustand. Wie willst du die Wörter nennen, welche aussagen, in welchem Zustande sich irgend eine Person oder Sache befindet? — Sicher antwortet jedes Kind hierauf: Zustandswörter. Was sollte uns daher abhalten, diese so richtige und einfache Benennung allgemein anzunehmen?

Unter den Wörtern, welche noch neben den Hauptwörtern in den Sätzen vorkommen, nehmen diejenigen die nächste Ordnung ein, welche an den Namenwörtern selbst noch Etwas näher bestimmen, die ich deßwegen Bestimmungswörter nenne, und unter diesem Nahmen, der ihr gemeinschaftliches Merkmahl ausdrückt, in eine große Ordnung zusammenfasse.

Diese Bestimmungswörter enthalten drei Abtheilungen.

Die erste macht das Deutewort der, die, das mit seinen Verlängerungen, dieser, diese, dieses; und jener, jene, jenes, allein aus. Es wird gebraucht, den einzelnen Gegenstand, der mit mehreren seiner Gattung oder Art denselben Nahmen führt, dadurch genau zu bestimmen. Wenn ein Lehrer seinem Schüler befehlen würde, mache Fenster zu, so würde es für ihn unbestimmt bleiben, welches unter den mehreren offen stehenden Fenstern gemeint sey. Spricht

er

er aber, mache das Fenster zu, so will der Lehrer ihm durch dieses hinzugefügte Deutewort genau das Einzelne unter den mehreren Gegenständen bezeichnen, welche denselben Nahmen Fenster führen. Ich bringe hier aufs Neue den Nahmen Deutewort dafür in Antrag, weil ohne Zweifel ursprünglich dabei zugleich mit dem Finger (der ja auch davon den Nahmen Deutefinger führt) auf den Gegenstand hingedeutet wurde, wie wir jetzt noch oft zu thun pflegen, z. B. wenn wir Jemand heißen, er soll uns unter den mehreren Messern, die vor ihm liegen, dasjenige herreichen, welches wir meinen. Wir deuten dann gewiß mit dem Deutefinger darauf hin, wenn wir sagen: reiche mir das Messer her. Der fremde Ausdruck Artikel, der ohnehin das Wesen dieser Wörter-Abtheilung schlecht bezeichnet, kann schon deßwegen nicht länger geduldet werden, weil er durch einen weit richtigern deutschen Ausdruck ersetzt werden kann. Was aber den bisher für das einfache Deutewort angenommenen Ausdruck Geschlechtswort betrifft, so kann ich dessen Annahme nur damit entschuldigen, daß über das Wesen dieses Bestimmungswortes erst später das nöthige Licht verbreitet wurde. Drücken denn andere Wörter, z. B. guter Vater, gute Mutter, gutes Kind, nicht auch das Geschlecht aus, und nennt man diese

auch deßwegen Geschlechtswörter? Besteht denn die Hauptbestimmung des Deutewortes darin, das Geschlecht des Nahmenwortes anzugeben? Oder bestehet diese nicht vielmehr darin, durch solches auf den bestimmten Gegenstand hinzudeuten, der unter mehreren gleichgenannten von dem Redenden gemeint ist? Und muß nicht davon (a potiori fit denominatio) die Benennung abgeleitet werden? Nein, es ist nicht möglich, daß diese Benennung, Geschlechtswort, von Sprachkundigen mehr beibehalten werden kann.

Besser war die von Seidenstücker gebrauchte Benennung Einzelwort, weil durch Hinzufügung des Deutewortes zu dem Gattungsnahmen ein bestimmtes Einzelwesen dadurch bezeichnet wird. Ich halte aber den Nahmen Deutewort für gemeinfaßlicher, und seiner Entstehungsweise mehr entsprechend. Auch da, wo kein Hindeuten des Fingers auf den einen Gegenstand, der mit mehreren einen gemeinschaftlichen Nahmen führt, die Rede seyn kann, deutet unser Geist damit näher auf den Gegenstand ist. Z. B. wenn ich sage, der Mensch ist ein vernünftiges Wesen, so denkt man dabei an die Geschöpfe, unter welchen der Mensch als ein solches näher angedeutet wird, dem Vernunft zukommt. Oder wenn Kinder rufen: der Vater kommt. Hier deuten sie im Geiste auf den Va-

ker hin, der ihnen alle näher angeht, und den sie mit freudiger Sehnsucht erwarten *).

Wo das Deutewort nicht nöthig ist, wird solches auch weggelassen, z. B. Gott schuf die Welt; er hat ihm Geld gegeben ꝛc. Jedoch kann man uns Deutsche nicht ganz frei von dem Fehler sprechen, das Deutewort öfter da zu setzen, wo es gar wohl weggelassen werden könnte. Er ist aber auf Rechnung eben des Bestrebens zu setzen, dem das Deutewort seinen Ursprung überhaupt zu danken hat, des Bestrebens nähmlich, sich andern recht verständlich zu machen, wobei das Überflüssige keinen Schaden bringt. Dieser Fall kommt am Häufigsten bei Einzelnnahmen vor, wo man denken sollte, es dürfte hier nicht näher angegeben werden, wer darunter gemeint sey, da nur ein Einzelwesen diesen Nahmen eigenthümlich führt. So spricht man z. B. öfter von einem Sohne des Hauses; der Christi-

*) Es kann unmöglich Zufall seyn, daß das einfache Deutewort mit einem Buchstaben anfängt, dessen Lautbildung eine hindeutende Bewegung der Zunge fordert. So redend war alles ursprünglich, was der Mensch andern Personen bezeichnen wollte.
Anm.

an hat es gesagt. Aber weil auch andere Einzelwesen ausser unserm Familienmitgliede diesen Nahmen führen, so deuten wir dadurch an, daß damit unser Christian, oder der Christian gemeint sey, der uns als Sohn näher angeht.

Nur aus diesem Bestreben, durch das Deutewort auf den Gegenstand aufmerksamer zu machen, mag es erklärt werden, daß wir es auch vor dem Eigennahmen der Ströme, Meere, Berge rc. gebrauchen, und daher sagen, die Donau fließt in das schwarze Meer; das stille Weltmeer liegt zwischen Asien und Amerika; der Vesuv speiet Feuer rc. Aber nicht entschuldiget kann es werden, daß wir bei den Nahmen der Länder nicht einerlei Regel befolgen, und daher bald sprechen, ich reise nach Frankreich, Rom liegt in Italien, bald reise ich nach der Tartarei, Zürich liegt in der Schweiz rc. Wenn die Sprachreinigung sich nicht bloß auf die Entfernung entbehrlicher fremder Wörter, zu beschränken hat, sondern auch darauf Bedacht nehmen muß, regelwidrige Gewohnheiten abzuschaffen: so dürfte auch darauf zu sehen seyn, hierin mehr Übereinstimmung mit der Zeit einzuführen.

Die zweite Abtheilung der Bestimmungswörter (der Wörter, welche an den Nahmenwörtern Etwas näher bestimmen) bildet das Zahlwort, durch wel-

ches wir die Anzahl der genannten Dinge bestimmt angeben. Auch dieses Wort ist ein Beweis des eigenthümlichen Geistes unseres Volkes, der von jeher auf bestimmtes Denken und Reden bedacht war. Selten sind die Redensarten, in welchen von einem Gegenstande in unbestimmter Form (d. h. ohne Bestimmungswörter der Einzelnheit und der Vielheit) gesprochen wird, wie z. B. in dem Satze: ich habe — nicht das näher anzudeutende oder nach der Anzahl aufzuführende, sondern hier nur im Allgemeinen anzugebende — Unrecht gethan. Weil man diese Eigenheit unserer Sprache nicht gehörig gewürdiget hat, ist man anf den Irrthum gerathen, das erste Zahlwort, ein, eine, ein, nicht mehr dafür gelten zu lassen, sondern daraus einen zweiten Artikel zu machen, den man zum Unterschiede von dem ersten Artikel, (dem bestimmenden: der, die, das) den nicht bestimmenden hieß, als wenn durch letztern nicht die Anzahl eines genannten Dinges bestimmt würde. Wenn man sagt, mein Bruder hat jüngst ein Pferd gekauft: so bestimmt man dadurch nicht nur, daß es gerade ein solches und kein Thier von einer andern Gattung war, sondern auch die Anzahl, daß es nur ein Stück und nicht mehrere waren. Der Vorwand, daß ein betont werden müsse, wenn es als Zahlwort gebraucht

wird (in welchem Falle man häufig ein mit einem großen Anfangsbuchstaben schreibt), ist durchaus grundlos, weil nur alsdann sämmtliche Zahlwörter betont werden, wenn auf Auffassung der angegebenen Anzahl ein besonderes Gewicht gelegt werden soll. In jedem andern Falle werden auch die andern Zahlwörter nicht betont und daher mit gleicher Stimme gesprochen: mein Bruder hat jüngst ein Pferd; zwei, drei, vier Pferde gekauft. Unbestimmt spreche ich nur dann, wenn ich kein Zahlwort gebrauche, z. B. hohle mir Steine; aber sehr bestimmt ist es gesprochen, wenn ich sage, hohle mir einen Stein, oder sechs Steine. Hierher gehört auch der im gemeinen Leben so häufig vorkommende Ausdruck: gib mir Brod, gib mir ein Brod, und gib mir das Brod. In beiden letzten Fällen wird sehr bestimmt gesprochen: hier auf ein gewisses Brod hingedeutet, und dort die Zahl mitbemerkt, ohne sie besonders zu betonen. Im ersten Falle ist nur bestimmungslos gesprochen, weil keiner der beiden bisher aufgestellten Bestimmungswörter dabei gebraucht wird.

Die dritte Abtheilung der Bestimmungswörter machen die Beilegewörter (Adjektive) aus, welcher wir bei Bildung eines Satzes dann bedürfen, wenn wir dabei auch auf eine Eigenschaft aufmerksam machen wollen, welche wir an den Dingen

entweder wirklich wahrnehmen, oder ihnen auch nur in Gedanken beilegen, z. B. der runde Tisch, die weiße Wand, die verblühte Jungfrau, das theure Buch, der dunkle Ausdruck. Man hat diese Wörter bisher nicht ganz unschicklich Eigenschaftswörter genannt; ich glaube aber dennoch dem ältern Ausdrucke Adjektive, verteuscht Beilegewörter, den Vorzug ertheilen zu dürfen, weil er der Handlung des Redenden, dem benannten Dinge noch ein Merkmahl beilegen, so ganz entspricht, und der Ausdruck, Eigenschaftswort sich mehr für Wörter eignet, welche Eigenschaften benennen. Schönheit, Schwere, Güte, Redseligkeit rc. sind doch gewiß auch für Eigenschaftswörter anzuerkennen. Dazu kommt noch der Umstand, daß nicht alle Adjektive oder Beilegewörter auf die Eigenschaft hinzielen. Seidenstükker zählt in seinem Nachlasse sieben Arten auf, wohin ausser den Eigenschafts-Adjektiven auch noch Zeit-Ort-Zahl-Besitz-Adjektive (z. B. heutig, hiesig, erste, mein) rc. gehören. Folglich kann man von einer Art nicht die ganze Gattung benennen. Daß auch ein Theil der Fürwörter (Pronomina) und die Partizipien, als bloße von einem Zustandsworte abgeleitete Beilegewörter hierher gehören, wird in der Folge noch besonders nachgewiesen werden. Hier machen wir nur noch auf folgendes aufmerksam.

Diese drei Abtheilungen der Bestimmungswörter haben das Eigenthümliche, 1) daß sie als nöthige Ergänzungen zu genauerer Bestimmung der durch die Nahmenwörter bezeichneten Dinge nur als solche mit diesen Wörtern verbunden werden können; und 2) eben deßwegen auch mit ihnen gleichen Beugungsgesetzen unterworfen werden *).

Wir kommen jetzt auf die in einem Satze weiter vorkommenden Wörter, welche die dritte Hauptklasse bilden, und die wir Nebenwörter deßwegen nennen, weil wir sie neben den Hauptwörtern und den dem Nahmenworte zugehörigen Bestimmungswörtern gebrauchen, um uns noch Allerlei Nebendienste bei Bildung eines Satzes (der Aussage von dem Zustande eines Dinges) zu leisten. Diese Nebenwörter haben noch überdieß unter sich das gemein, daß ihre Gestalten unveränderli-

---

*) Früher ward ich auf den Gedanken geleitet, die Adjektive und Adverbien, unter der Benennung Beilegewörter zusammen zu fassen. Aber ich gab dieß wieder aus dem Grunde auf, weil doch für die Adverbien, die nicht von Adjektiven abstammen, eine Wörterordnung hätte beibehalten werden müssen, wodurch folglich an Vereinfachung der Klassifikazion der Wörter nichts gewonnen worden wäre.

Anm.

cher Natur sind, wovon der Grund nur in dieser ihrer Nebenbestimmung gefunden werden kann. Sie theilen sich in vier Abtheilungen oder Unterklassen ab, welche Verhältnißwörter, Beiwörter, Bindewörter und Ausrufwörter genannt werden.

Der Nahme der Verhältnißwörter ist nicht neu, aber so wichtig bezeichnend, daß er mit keinen bessern vertauscht werden kann, und daher allgemeine Annahme verdient. Der von andern Sprachgelehrten vorgezogene Nahme Vorwort (Präposition) ist nur eine armselige Übersetzung, der nichts als die erste Forderung, genaue Bezeichnung, abgeht. Es stehen vor dem Nahmenworte mehrere Wörter, welche keine Präpositionen sind; ja einige dieser letztern, z. B. wegen kann man auch jenem nachsetzen, und müßten deßwegen eben sowohl Nachwörter genannt werden. Die Benennung Verhältnißwörter ist aber darum für die richtigste anzuerkennen, weil die Bestimmung dieser Wörter wirklich dahin geht, das Verhältniß anzuzeigen, in welchem zwei oder auch mehrere Dinge zu einander stehen. Die Fragen, „steht der Garten im Baume oder der Baum im Garten; steht der Knabe im Ofen, oder vor, bei, hinter, unter, auf demselben“ machen jedem deutlich, wozu die Verhältnißwörter vor-

handen sind. Eben diese ursprüngliche Bestimmung erklärt es auch, warum diese Wörter zu Zusammensetzungen mit andern, vorzüglich mit Hauptwörtern, so gut gebraucht werden können, um hierdurch neue Wörter zur Bezeichnung neuer Begriffe zu bilden, z. B. Vorwort, Abtritt, vorreuten, nachsprechen, anfangs, überall &c.

Umstandswörter nenne ich die zweite Abtheilung der Nebenwörter, welche bisher den lateinischen Nahmen Adverbien trugen. Man erklärte aber bisher ihre Bestimmung ganz fälschlich dahin, daß sie bloß das Verbum (das Zustandswort) näher bestimmten, und deßwegen diesen Nahmen führten. Daß sie auch Wörtern aus andern Ordnungen (z. B. ein sehr fleißiger Schüler wendet mehr Feiß darauf) beigefügt werden, ist Jedem bekannt, und daher unnöthig, jenen Irrthum genauer nachzuweisen. Ihre Eigenheit besteht darinn, daß sie einem Satze bloß darum beigefügt werden, um in demselben irgend einen Umstand näher zu bestimmen. Aus dieser allgemeinen Bestimmung leuchtet von selbst hervor, daß sie sowohl sich auf den ganzen Satz (Aussage eines Zustandes) beziehen, als auch allen Ordnungen von Wörtern beigefügt werden können, an den ein Umstand näher bestimmt werden kann. In jenem Falle ist ihre Stellung im Satze willkührlich, denn man

kann z. B. sagen: vielleicht hat ihn sein Gesicht betrogen; oder ihn hat vielleicht sein Gesicht betrogen; oder sein Gesicht hat ihn vielleicht betrogen. Hier steht das Umstandswort bald vor dem Zustands-, bald vor dem Beilege-Wort. Zu dem letztern Falle gehören z. B. die Redensarten: der oft betrogene Mensch kann leicht mißtrauisch werden. Wenn sie vor das Nahmenwort gesetzt werden, so verwandeln sie sich häufig in beugsame Beilegewörter, z. B. sein jetziges Aussehen ist gesund; (st. sein Aussehen ist jetzt gesund, der heutige Zustand des Kranken ist nicht zum Besten (statt der Zustand des Kranken ist heute nicht zum Besten). Nur wenn sie mit einem Nahmenworte zu einem Worte vereiniget werden, bleibe sie in ihrem unveränderlichen Wesen, wie z. B. ein Jaherr, ein Nichtjude.

Die Bestimmung dieser Unterklasse von Wörtern leitet schon darauf, daß sie sehr zahlreich seyn müsse. Bald will man in einem Satze noch den Nebenumstand der Zeit, des Orts, des Umfangs, der Ordnung, der Vergleichung, der Schätzung, der Verstärkung, der Bejahung, der Verneinung ꝛc. mit bemerken. Einige unter den Umstandswörtern sind einfache Wörter, z. B. bald, weit, links ꝛc. andere zusammengesetzte, z. B. vorwärts, niehmals, allerwegen. Bei den letz-

tern wird oft der Fehler begangen, daß man sie getrennt schreibt, z. B. meiner Seits st. meinerseits; ich will es keines Weges (st. keinesweges) ꝛc. Ein eben so großer Fehler ist es aber auch, wenn man Wörter umstandswörtliich behandelt, die keine Umstandswörter sind, z. B. wenn man schreibt: er ist erst einmahl (st. ein Mahl) in der Schule gewesen.

Die dritte Abtheilung der Nebenwörter enthält die Ausrufswörter. Diese sind bald der Ausdruck einer Empfindung, wie z. B. ach, weh, ei, hm, potztausend, heisa, gottlob ꝛc.; bald des Zurufs, z. B. heh, holle, bst, brav, brawo, glückauf, marsch, bald der Naturnachahmung, z. B. puff, bauz, zisch ꝛc.

Die vierte Abtheilung schließt das Ganze, weil sie bloß die Bindewörter enthält, deren Bestimmung darin besteht, sowohl einzelne Wörter, als auch ganze Sätze mit einander in Verbindung zu setzen. Sie sind zu bekannt, als daß hierüber etwas bemerkt werden könnte.

Aus dieser Übersicht geht hervor, daß alle Wörter sich nach Maßgabe der verschiedenen Rollen, die sie bei Bildung der Sätze zu übernehmen haben, nur in drei große Ordnungen bringen lassen: in Hauptwörter, Bestimmungswörter und Nebenwörter. Wie wichtig diese Eintheilung

zur Auffassung des klaren Sinnes der menschlichen Rede ist, darf hoffentlich nicht erst ausführlich nachgewiesen werden. Jene machen die Grundbestandtheile eines Satzes aus; die andern bestimmen die Hauptwörter noch näher; und die letztern werden noch nebenbei zu allerlei sonstigen Bestimmungen gebraucht. Die ersten haben zwei, die zweiten drei, und die dritten vier Abtheilungen. Will man diese auch als Klassen gelten lassen, so gibt es deren **neun**: Nahmen-Zustands-Deute-Zahl-Beilege-Verhältniß-Umstands-Ausruf- und Bindewörter.

Dritter Abschnitt.

Von den bisherigen Wörterordnungen, welche nach dem hier aufgestellten Eintheilungsprinzipe künftig wegfallen.

So sehr es auch den Beifall der Sprachgelehrten schon gefunden hat, und nach der hier gelieferten Beweisführung wohl allgemein finden dürfte, das Deutewort und das Zahlwort als eigene Wörterordnungen aufgeführt zu sehen: so möchte es dagegen eben so sehr anfänglich noch auffallen, daß das Pronomen (das Stellvertretungswort) und das Partizipium (das Mittelwort) von uns aus der Liste der deutschen Wörterordnungen gestrichen wurde. Um so mehr dürfte es nöthig seyn, hierüber in einem be-

sondern Abschnitte noch genaue Rechenschaft zu geben.

Die Pronomina sind theils Substantive, theils Deutewörter, theils Adjektive. Die erstern werden dafür auch schon von andern Sprachgelehrten, z. B. Roth, Heyse anerkannt, und nur zum Unterschiede von den übrigen Pronominalsubstantive genannt. Ich glaube sie philosophisch richtiger allgemeine Nahmenwörter heißen zu dürfen. Sind sie dieß, so gehören sie ihrem Wesen nach so gut in die Klasse der Nahmenwörter als die Gattungs- und die besondern oder eigenthümlichen Nahmenwörter. Ihre stellvertretende Natur berechtiget keineswegs, daraus eine eigne Wörterklasse zu bilden, weil mehrere andere Wörter auch oft eine stellvertretende Bestimmung haben, ohne zu den Pronominibus gezählt zu werden. Letzteres hat schon Heyse in seiner größern Sprachlehre (2te Ausgabe S. 115) mit den Worten bemerkt: „alle diese Wörter, Artikel, Numeralien, Pronomen und Adjektive können also, als nähere Bestimmungswörter des Hauptwortes, mannichfaltige Verhältnisse desselben bezeichnen und seine Stelle vertreten." Daß sie eine besondere Beugungsform haben, berechtiget noch weniger dazu, aus ihnen eine besondere Klasse zu bilden. Man lasse sie folglich

das seyn, was sie wirklich sind — Nahmenwörter, die zum allgemeinen Gebrauche dienen, um das redende, das angeredete, und dritte Wesen zu benennen, von dem geredet wird.

Die andern Pronomina sind theils Deutewörter, theils reine Adjektive, und es darf deßhalb nichts zur Rechtfertigung gesagt werden, sie in die Klasse verwiesen zu haben, wohin sie ihrer Natur nach gehören *).

Das letztere gilt auch von den Partizipien oder Mittelwörtern. Man kann fast von jedem Worte, zu welcher Klasse es gehöre, Adjektive bilden, warum nicht auch von dem Zustandsworte. Die von letztern Abgeleiteten werden wirklich als Beilegewörter der Nahmenwörter gebraucht, um dadurch eine Eigenschaft an einem Dinge bemerklich zu machen, z. B. die liebende Mutter, der segnende Vater, das heulende Kind. Da das Zustandswort in doppelter Gestalt, als Bezeichnung für eine unbestimmte und für eine bestimmte (die vergangene) Zeit gebraucht wird: so gibt es mithin auch in doppelter Beziehung

*) Daß Seidenstücker eine gleiche Ansicht hievon gewonnen hat, wie aus seinem Nachlasse erhellet, hat mich in der Gewißheit meiner Überzeugung noch sehr bestärkt. Anm.

von ihm abgeleitete Beilegewörter, wie z. B. der schreibende Knabe, der geschriebene Brief. Daß diese vom Zustandsworte abgeleiteteten Beilegewörter mit den allgemeinen Zustandswörtern verbunden werden, um neue, zusammengesetzte Zustandswörter zu erhalten, verändert an ihrer Natur so wenig als wenn man zu gleichem Zwecke andere Beilegewörter damit verbindet. Man vergleiche hiernach folgende Redensarten: ich bin gesund, ich bin gewesen gesund, (gesund gewesen), ich bin geworden gesund, ich werde gesund, ich werde werden gesund; ich bin geliebt, ich bin gewesen geliebt, ich bin geworden geliebt, ich werde geliebt, ich werde werden geliebt.

IV.

Über die Beugungsweisen der deutschen Nahmen-Wörter.

Erster Abschnitt.

Über die Möglichkeit ihrer Vereinfachung.

Noch ist man über die Anzahl der Beugungsweisen (Deklinationen) in unserer Sprache nicht einverstanden. Adelung und seine Nachfolger nehmen deren nicht weniger als acht an. Andere Sprachgelehrte haben mit Recht erklärt, daß diese Anzahl unnö-

nöthiger Weise zu groß sey, und die Jugend nur verwirre. Seitdem zeigte sich ein reger Eifer, diese Beugungsweisen möglichst zu vereinfachen. Aber die Verschiedenheit der Ansichten darüber bewies bis jetzt deutlich, daß man diese Aufgabe noch nicht vollkommen gelöset habe. Eben diese Wahrnehmung bewog mich, diese Lösung zu versuchen, und da mir diese geglückt zu seyn scheint, sie zur öffentlichen Prüfung mitzutheilen.

Aus den bisherigen verunglückten Versuchen leuchtet zweierlei hervor. Erstlich hat man nicht genugsam bedacht, daß unsere Sprache von mehreren Völkerschaften abstammt, welche nicht einerlei Sprachregeln befolgten. Bei Verschmelzung der Sprecharten derselben zu Einer Gesammtsprache hielt man sich zwar an die vorzüglich geltenden Sprachformen, konnte aber doch dabei nicht verhüten, daß Wörter mit unter den allgemeinen Sprachschatz aufgenommen wurden, welche als Ausnahmen von jenen Regeln gelten, zum Theil mit der Zeit sich unter das allgemeine Gesetz beugten, zum Theil aber als solche noch jetzt fortbestehen. Nur jene allgemeinen Beugungsweisen, wornach sich die sämmtlichen Wörter mit wenigen Ausnahmen richten, können wir als Grundregeln unserer Sprache gelten lassen. Den Ausnahmen aber dürfen wir nicht die Ehre erwei-

sen, eine gleiche Rangordnung mit jenen einzunehmen. Sie bleiben bloße Ausnahmen, bis sie mit der Zeit sich als solche verliehren. Denn jedes Volk strebt bei seiner Ausbildung dahin, sich auch in seiner Sprachentwickelung zu immer größerer Verständigkeit zu erheben, die in formeller Hinsicht in nichts anderm als in vollkommener Regelmäßigkeit besteht.

Theilt man unsere Nahmenwörter in zwei Klassen ein, wovon die erste jene allgemeine Beugungsregeln befolgt, die andere aber zu den Ausnahmen gehört, so kann man im voraus annehmen, daß uns dieß nur zu einer geringen Anzahl von Beugungsweisen führen muß. Denn der menschliche Verstand zieht stets die leichtere Form des Einfachen der schwereren Form des Vielfachen vor.

Daß man diese, nur auf drei beschränkte, Beugungsformen bis jetzt noch nicht fand, oder sie wenigstens noch nicht mit voller Gewißheit zu bestimmen wußte, beweist nur, daß man in Auffindung des dabei zu Grunde zu legenden Prinzips nicht glücklich war. Wenigstens findet man bei unsern neuen Sprachgelehrten durchaus keine Einförmigkeit darüber, woraus sich auch leicht erklären läßt, warum unter ihnen gerade bei den Beugungsweisen eine so verschiedene Ansicht Platz fassen konnte.

Hiermit habe ich schon den Gang bezeichnet, den ich bei Lösung dieser Aufgabe genommen habe. Die Ausnahmen von wenigen Wörtern, die sich nicht unter die allgemeinen Beugungsregeln bringen lassen, wollen wir als Ausnahmen so lange stehen lassen, bis auch sie, wie alle Ausnahmen, im Fortgange der Zeit von selbst verschwinden werden. Das Regellose muß bei fortgehender Bildung der Völker in allen Stücken sich immer mehr der Alleinherrschaft des Regelmäßigen unterwerfen. Ein Volk, dem um möglichster Vervollkommnung seiner Sprache zu thun ist, wird daher auch an seine Sprachgelehrten und Sprachgesetzgeber die Forderung machen: verbannet alle Ausnahmen, und zeigt uns die möglichste Übereinstimmung unserer Sprachgesetze nach, damit wir, sie vor Augen habend, unsere fehlerhaften Sprechweisen nach und nach verbannen, und dadurch zuletzt zu einem in allen Theilen wohl geregelten Baue unserer Gesammtsprache gelangen können.

Zunächst nach Beseitigung dieses Anstandes wegen der Ausnahmen mußte ich meine volle Achtsamkeit auf die Auffindung des wahren Prinzipes für die Beugungsweisen unserer Nahmenwörter richten. Zum Eintheilungsgrunde derselben nahm man bisher bald, durch die lateinische Sprache dazu verführt, den zweiten Beugungsfall (Kasus) in der

Einheit der Wörter an; bald den ersten Fall in der Vielheit; bald selbst die Abweichungen von beiden. Dieses Verfahren meiner Vorgänger leitete mich gar bald zu der Wahrnehmung: daß der erste Fall in der Vielheit allerdings derjenige sey, welcher zur möglich größten Einfachheit der Beugungsweisen führe, wenn er mit dem ersten Falle in der Einheit verbunden wird. Beide zusammengenommen machen es möglich, für die ungeheuere Menge von Nahmenwörter, die unsere Sprache enthält, nicht mehr als dreierlei Beugungsweisen aufzustellen, vorausgesetzt, daß wir streng an dem oben aufgestellten Grundsatze halten, die wenigen Ausnahmen zu keiner Regel zu erheben. Dabei muß ich noch die Bemerkung voraus schicken, daß ich hierbei die Eigennahmenwörter von den Gattungsnahmenwörtern nicht ausnehme, wie zu Herbeiführung einer neuen Unordung von den bisherigen Sprachbaulehrern geschehen ist, die ihnen zu Gefallen neue Beugungsweisen annehmen mußten. Ich nehme für alle Nahmenwörter, bis auf wenige einzelne Gattungswörter und die allgemeinen Nahmen, nicht mehr als drei Beugungsweisen an, und lasse daher für die Eigennahmen, wie sich zuletzt zeigen wird, keine Ausnahmen oder Regellosigkeit (denn dieß ist jene) mehr Statt finden.

Zweiter Abschnitt.

Von den 3 allgemeinen Beugungsweisen.

Die weiblichen Nahmenwörter bilden nach dem oben angegebenen Principe eine ihnen eigene Beugungweise, und müssen daher von allen männlichen und dinglichen in voraus geschieden werden. Der erste Fall in der Einheit mit jenem in der Vielheit zusammen genommen, gibt den Karakter dieser ersten Beugungsweise an. Alle Fälle in der Einheit bleiben unverändert bei der Form des ersten Falles; und das Gleiche findet auch in der Vielheit Statt, nur mit der Eigenheit hier, daß der dritte Fall am Ende noch ein Enn beifügt, wenn das Wort im ersten Falle der Vielheit nicht schon diesen Buchstaben am Ende führt. Z. B.

In der Einheit

1.	die Frau,	die Tochter,	die Maus;
2.	der Frau,	der Tochter,	der Maus;
3.	der Frau,	der Tochter,	der Maus;
4.	die Frau,	die Tochter,	die Maus;
5.	Frau *).	Tochter.	Maus.

*) Der Anredefall, wo jedes Nahmenwort ohne Deutewort in seiner Urform erscheint. Das Deutewort

In der Vielheit.

1. Die Frauen,	die Töchter,	die Mäuse;
2. der Frauen,	der Töchter,	der Mäuse;
3. den Frauen,	den Töchtern,	den Mäusen;
4. die Frauen,	die Töchter,	die Mäuse;
5. Frauen.	Töchter.	Mäuse.

Diese erste Beugungsweise, nach welcher alle weibliche Nahmenwörter ohne Ausnahme gehen, ist so einfach, daß nichts weiter darüber zu bemerken ist, als das Einzige, daß diejenigen darunter, welche in der Einheit den Grundlaut a, o, u, und den Doppel-Grundlaut au haben, für solchen nach einer allgemeinen Regel öfters den Umlaut ä, ö, ü, und äu in der Vielheit erhalten, z. B. Gans, Gänse; Mutter, Mütter; Tochter, Töchter; Maus, Mäuse ꝛc.

Die zweite Beugungsweise ist beinahe noch einfacher als die erste, weil sie den ersten Fall der Vielheit in den drei mittlern Fällen sowohl der Einheit als der Vielheit beibehalten; der fünfte ist dem ersten gleich. Nach ihr gehen keine dingliche, sondern nur alle männliche Nahmenwörter, welche in

---

fällt aus einfachen Grunde weg, weil die Anrede schon bestimmt, wer darunter gemeint sei.

Anm.

dem ersten Falle der Vielheit ein en oder n erst bekommen (je nachdem es die Lautnatur des Wortes erfordert), folglich diese Endigung in dem ersten Falle der Einheit noch nicht haben. Z. B. das Wort der Herr bekommt in dem ersten Falle der Vielheit noch jenen Endgrundsatz (Herren), und geht folglich nach der zweiten Beugungsweise; das Wort Garten (in der Vielheit Gärten) hat schon im ersten Falle der Einheit diese Endung, und kann daher nur nach der noch übrigen dritten Beugungsweise gehen. Beispiele:

Einheit.

1. Der Held,	der Affe,	der Bauer;
2. des Helden,	des Affen,	des Bauern;
3. dem Helden,	dem Affen,	dem Bauern;
4. den Helden,	den Affen,	den Bauern;
5. Held.	Affe.	Bauer.

Vielheit.

1. Die Helden,	die Affen,	die Bauern;
2. der Helden,	der Affen,	der Bauern;
3. den Helden,	den Affen,	den Bauern;
4. die Helden,	die Affen,	die Bauern;
5. Helden.	Affen.	Bauern.

Die dritte Beugungsweise umfaßt theils alle dingliche, theils alle übrige männliche Nahmenwörter, welche in der Vielheit kein Enn (en

oder n) bekommen, oder solchen Endzusatz schon in der Einheit haben. Die Wörter: der Ofen, der Hafen, der Boden z. B. haben das Enn schon in der Einheit, das sie auch in der Vielheit besitzen, und gehen daher nach der dritten Beugungsweise.

In der Einheit lautet der vierte und fünfte Fall wie der erste; der zweite bekommt noch ein Eß (s oder es, je nachdem es der Wohllaut fordert) hinzu; und der dritte Fall stimmt gleichfalls wieder mit dem ersten überein, wenn das Wort mit einer kurzen Sylbe endiget; ist aber die Endspelle lang, so nimmt es noch um des Wohllautes willen ein e an. In der Vielheit folgen wieder alle Fälle dem ersten, bis auf den dritten, der noch ein n hinzusetzt, wofern das Wort sich nicht schon darauf endiget. Beispiele:

Einheit.

1. Der Baum,	der Schlüssel,	der Garten;
2. des Baumes,	des Schlüssels,	des Gartens;
3. dem Baume,	dem Schlüssel,	dem Garten;
4. den Baum,	den Schlüssel,	den Garten;
5. Baum.	Schlüssel.	Garten.

Vielheit.

1. Die Bäume,	die Schlüssel,	die Gärten;
2. der Bäume,	der Schlüssel,	der Gärten;

Vielheit.

3. den Bäumen,	den Schlüsseln,	den Gärten;
4. die Bäume,	die Schlüssel,	die Gärten;
5. Bäume.	Schlüssel.	Gärten.

Einheit.

1. Das Land,	das Pferd,	das Mädchen;
2. des Landes,	des Pferdes,	des Mädchens;
3. dem Lande,	dem Pferde,	dem Mädchen;
4. das Land,	das Pferd,	das Mädchen;
5. Land.	Pferd.	Mädchen.

Vielheit.

1. Die Länder,	die Pferde,	die Mädchen;
2. der Länder,	der Pferde,	der Mädchen;
3. den Ländern,	den Pferden,	den Mädchen;
4. die Länder,	die Pferde,	die Mädchen;
5. Länder.	Pferde.	Mädchen.

Wegen der beim dritten Falle der Einheit aufgestellten neuen Regel, hoffen wir um so mehr allgemeine Beistimmung zu erhalten, als sie mit dem Wesen unserer Sprache nicht nur übereinstimmt, sondern auch so leicht faßlich und anwendbar ist. Wer weiß nicht, daß z. B. die Wörter Glück, Theil, Geschick, Gewicht, Meisterstück, Flintenlauf rc. eine lange Endsylbe haben, und begreift es daher nicht, daß sie das wohllautende

e hinter sich im dritten Falle verlangen? Dagegen endigen die Wörter Vater, Mantel, Besen, Ufer ꝛc. mit einer kurzen Spelle, weßwegen sie die Anhängung des e am Ende verschmähen, weil dieß sehr übel lauten würde. Von dieser Regel darf kein Wort ausgenommen werden, selbst Gott nicht, wie manche zu thun pflegen. Man muß daher immer sprechen, „dem Gotte der Heerschaaren; ich danke meinem Gotte" ꝛc. wenn man sich sprachrichtig ausdrücken will. Einige glaubten zwar, als Regel aufstellen zu müssen, daß dieses E jedes Mahl wegzulassen sey, wenn das folgende Wort mit einem Grundlaute anfinge, weil aus diesem Zusammenflusse mehrerer Grundlaute ein Übellaut entstehe. Allein letzterer Grund ist durchaus falsch, weil gerade diesen Anhäufungen von Grundlauten die italienische Sprache ihr lieblicheres Getöne vor andern Sprachen verdankt. Meinem Ohre klingt wenigstens weit lieblicher, wenn ich sprechen höre, „am Abende abreisen, mit dem Baume umfallen, seinem Glücke entgegen eilen ꝛc." als „am Abend abreisen, mit dem Baum umfallen, seinem Glück entgegen eilen" ꝛc. Alle Rezensenten sollten es sich daher zum Gesetze machen, auf Befolgung dieser Regel strenge zu achten. Nur in dem Falle ist hierbei Freiheit zu gestatten, wenn das E darum weggelassen wird,

um dadurch Schnelligkeit und Stärke zu bezeichnen, z. B. des Baum's geschwinder Fall, von seinem Arm, ergriffen;" jedoch kann hierbei die Unterlassung des Häckchens nicht gestaltet werden.

Nach Aufstellung dieser drei Beugungsweisen und ihrer so einfachen Regeln kann es keinem Deutschen mehr schwer fallen, nicht nur augenblicklich anzugeben, zu welcher Beugungsklasse jedes Nahmenwort gehört, sondern alle Fälle desselben auf das Richtigste zu bilden. Wir wollen hier einige Wörter als Beispiele aufführen, gegen deren Beugungsweise oft selbst Gelehrte fehlen. Der Bauer (der das Feld baut) hat im ersten Fall der Vielheit die Bauern, geht folglich nach der zweiten Beugungsweise, und lautet im zweiten Falle der Einheit nicht des Bauers, wie manche fehlerhaft sprechen und schreiben, sondern des Bauern, wie in den übrigen Fällen der Einheit und der Vielheit. Die Wörter der Buchstabe und der Knabe erhalten erst im ersten Falle der Vielheit ein Enn am Ende, gehen folglich nach der zweiten Beugungsweise, und haben im zweiten Falle der Einheit nicht des Buchstabens und Knabens, sondern des Buchstaben und Knaben. Die Thür geht als ein weibliches Nahmenwort nach der ersten Beugungsweise, welche im dritten Falle der Einheit von ei-

nem anzuhängenden E nichts weiß. Wenn Schriftsteller, wie z. B. Göthe, Lafontäne rc. dagegen fehlen, und in solchem Falle der Thüre schreiben, so ist diese Sprachunrichtigkeit so wenig als die übrigen Sprachfehler derselben nachzuahmen. Mehrere neue Schriftsteller suchen Etwas darin, nicht mehr der Schrecken, der Schmerzen zu schreiben, welche Wörter in dieser Gestalt nach der dritten Beugungsweise gehen, sondern werfen die Endsylbe en hinweg. Aber nun sollten sie diese Wörter auch folgerecht nach der zweiten Weise beugen, weil beide in dem ersten Falle der Vielheit die Schrecken, die Schmerzen lauten. Anstatt jedoch, wie es diese zweite Beugungsweise will, in allen Fällen der Einheit und Vielheit des Schrecken, des Schmerzen zu sagen, beugen sie diese Wörter gleichwohl fehlerhaft nach der dritten Weise. Vetter und Gevatter sind auch Wörter, die mit den beiden vorhergehenden gleiches Schicksal theilen. Wer sie beugt in der Vielheit: die Vettern und Gevattern, beugt sie in der Einheit auch ganz richtig nach der zweiten Weise: des Vettern, dem Vettern, den Vettern; des Gevattern, dem Gevattern, den Gevattern. Wer sie aber nach der dritten Weise beugt,

des Vetters, dem Vetter, den Vetter;
des Gevatters, dem Gevatter, den Gevatter;
der muß im ersten Falle der Vielheit auch die Vetter und die Gevatter sprechen, wenn er sich nicht am Sprachgesetze versündigen will.

Noch führe ich einige Wörter an, die hier und da im gemeinen Leben in der Vielheit unrichtig gebildet werden. Diese sind: der Dorn, der Lorber, der Pantoffel, der Pfau, der Sporn, der See, der Stachel, der Stiefel, der Thron, der Zierath. Alle diese Wörter beugt man ganz richtig nach der dritten Weise, wornach sie ein s oder es am Ende angehängt bekommen. In der Vielheit müssen sie daher auch durchaus lauten: Dörner, Lorber, Pantoffel, Pfaue, Sporne, Seee, Stachel, Stiefell, Throne, Zierathe. Fehlerhaft ist es aber gesprochen, wenn man sagt: Dornen, Pantoffeln, Zierathen, Seeen rc. denn dann müßte man sie nach der zweiten Weise also bilden: des Dornen, dem Dornen, den Dornen rc.

Einige Gelehrte haben sich auch bei Einführung des neuen Gebrauchs von Nahmenwörtern einer Abweichung von diesen allgemeinen Sprachregeln zu Schulden kommen lassen, welche man nicht aufkommen lassen darf, ohne dadurch eine neue Unordnung herbeizuführen. Es sind dieß jene Nahmenwörter,

die aus andern Wörterklassen geborgt werden, wie z. B. das Ich, das Mein und Dein, das Nichts. Die ältern Nahmenwörter, z. B. aus den Beilegewörtern gebildet, hat man ganz richtig gebeugt: der faule (von faul), des faulen, dem faulen, den faulen; oder aus den Zustandswörtern gebildet: das Schreiben (von schreiben), des Schreibens, dem Schreiben, das Schreiben. Bei obigen, neu in Gebrauch gekommenen, Wörtern ist man aber von diesem Sprachgesetze abgegangen und hat z. B. gebeugt: das Ich, des Ich, dem Ich, das Ich. Aber auch diese Wörter müssen, wenn man auf mögliche Einförmigkeit der Sprachregeln hinhalten will, auf folgende Weise gebeugt werden:

1. das Ich, 2. des Ichs, 3. dem Iche, 4. das Ich.
das Mein, des Meines, dem Meine, das Mein.
das Dein, des Deinen, dem Deine, das Dein.
das Nichts, des Nichtses, dem Nichtse, das Nichts.

Wenn auch manchem Ohre, der Ungewohnheit wegen, dieß anfänglich widerlich vorkommen sollte, so lasse man sich dadurch nicht abhalten, der Sprache dieß kleine Opfer zu bringen, weil sich bald durch den Gebrauch das Fremdklingende und mit ihm das Unangenehme verliehren wird. Dieses wird man erfahren, wenn man nur versuchsweise einige Mahle folgende Sätze laut auszusprechen ver-

sucht: das Bewußtseyn meines Ichs überzeugt mich davon; seinem lieben Iche hält er gern eine Lobrede; der Streit des Meines und Deines hört in der Welt niemahls auf; aus dem Nichtse kann so wenig ein Etwas entstehen, als das Etwas je in das Reich des Nichtses versinken kann.

Aber diese Regel gilt nur von Wörtern, die aus andern Klassen geborgt, als Nahmenwörter wirklich gebraucht werden; nicht aber von jenen, die zwar das Deutewort vorgesetzt bekommen, jedoch nicht als Nahmen irgend eines wirklichen oder bloß gedachten Dinges aufgeführt werden. In solchen Fällen behalten diese andern Wörterklassen angehörige Wörter ihre unveränderliche Form bei z. B. ich kann das Aber nicht ausstehen, welches er allen seinen Behauptungen beifügt; der Ton des Ja und des Nein ist mir aus seinem Munde höchstwiderlich; wenn die wenn nicht in der Welt wären; das m ist nach der Lautlehre nichts anderes als das a, welches durch Verschließung des Mundes seinen Ausgang durch die Nasenhöhle nimmt. Dagegen würde es unrichtig seyn, wenn man die Nahmen der Buchstaben nicht beugen wollte. Man muß daher z. B. sprechen: der Laut des Emmes (nicht Emm) wird durch die Nasenhöhle und nicht durch die Lippen gebildet; oder: dem Buchstaben sch sollte man

nicht länger mehr den langen Nahmen Eßzeha<u>h</u> beilegen, sondern den kürzern und sprachrichtigern Sche oder Esch.

Dritter Abschnitt.

Von den wenigen Gattungs-Nahmen-Wörtern, welche sich nicht nach diesen drei Weisen beugen lassen.

Die geringe Anzahl von Wörtern, welche hierbei eine Ausnahme bilden, rechtfertigen gewiß das Verfahren, sie von den übrigen Wörtern und deren allgemeinen Beugungsweise abzusondern, und sie als Sonderlinge zu behandeln, was sie auch wirklich sind.

Sie theilen sich in zwei kleine Haufen ab, wovon der eine an der Anzahl 9, sich schon zu bequemen angefangen hat, sich der allgemeinen Sprachform zu unterwerfen, und bei denen es folglich nur noch darauf ankommt, daß diese ihnen von unsern bessern Schriftstellern angewöhnte Form nach und nach allgemeinen Gebrauch erhält. Diese 9 Wörter in ihrem ächten Gebilde sind: der Frieden, Funken, Gedanken, Glauben, Haufen, Karpfen, Nahmen, Samen und Schaden. In dieser ächten Gestalt lassen sie sich auch nach der dritten Weise regelmäßig beu-

beugen. Aber aus Unachtsamkeit haben diese Wörter in frühern Zeiten das Enn am Ende verlohren, und sind häufig in Friede, Funke, Gedanke, Glaube ꝛc. umgewandelt worden. In solcher Gestalt müßten sie nach der zweiten Weise gebeugt werden, welches zwar leicht zu beobachten wäre, aber von keinem Menschen ausgeübt wird. Es bleibt daher nichts anderes zu thun übrig, als jenen bereits angefangenen bessern Sprachgebrauch allgemein zu befolgen, und diesen Wörtern im ersten Falle der Einheit das ihnen ursprünglich zukommende Enn wieder zurückzugeben.

Nicht so folgsam geartet ist der andere Haufe von Ausnahmwörtern, die nur die Zahl 6. ausmachen. Diese sind nach der bisherigen Angabe der Sprachlehrer folgende: das Auge, Ende, Ohr, Herz, der Staat und der Strahl. Auch mit diesen muß und kann Rath geschafft werden. Was wenigstens die vier ersten betrifft, so nehme ich sie als Sachwalter derselben gegen alle Sprachgelehrte in Schutz, welche sie bis jetzt mit Unrecht des Ungehorsams beschuldigten. Sie waren nur ungehorsam gegen die Sprachgesetze dieser Gelehrten, nicht gegen die Gesetze der Sprache selbst. Als dingliche Nahmenwörter müssen sie ja nach der dritten Weise gebeugt werden:

2. des Auges, 3. dem Auge, 4. das Auge,
5. Auge.

2. des Endes, 3. dem Ende, 4. das Ende,
5. Ende.

2. des Ohres, 3. dem Ohre, 4. das Ohr,
5. Ohr.

2. des Herzes, 3. dem Herze, 4. das Herz,
5. Herz.

Auch in der Vielheit folgen sie der Regel, daß sich alle Fälle nach dem ersten richten. Sie sind folglich nicht mehr unter die Ausnahmen zu zählen. Was dabei das Wort Herz betrifft, so nehme man nicht ganz unnöthiger und unrichtiger Weise eine zweite Beugungsweise an, und spreche: das Herz, des Herzens, dem Herzen, das Herz. Es ist dieß unrichtig, weil sich in der dritten Weise nur die übrigen Fälle der Vielheit nach ihrem ersten Falle richten, nicht aber in der Einheit, wo zu dem ersten Falle noch ein Es (Herz—es) hinzukommt. Lautete es in diesem ersten Falle der Einheit das Herzen, so würde man dann ganz richtig des Herzens 2c. vorbeugen, wie bei andern Wörtern, z. B. das Mädchen, des Mädchens 2c.

Wegen der beiden andern Nahmenwörter sehe ich mich aber ausser Stand gesetzt, sie als ebenbür-

tige zu vertreten; sie bleiben Bastarde, und müssen sich entweder als solche fortbehandeln lassen, oder sich ihrer regellosen Bildungsweise begeben. Würden sie für das männliche Geschlecht das dingliche eintauschen, und unsere Ohren sich daran gewöhnen (der Mund ist dabei weit willfähriger!) das Staat und das Strahl zu hören, so müßten sie dann für eben so regelmäßige Wörter, wie die 4 vorhergehenden, gelten. Will man dieß nicht, so bleibt nichts anderes weiter übrig, als ihnen das Enn in der Vielheit zu nehmen, und sie auf ein e sich endigen zu lassen, wie schon in einigen Provinzialsprecharten geschieht.

Dritter Abschnitt.

Von der Beugung der Eigennahmen, der allgemeinen Nahmen, des Deutewortes und der Zahlwörter.

Man theilt die Nahmenwörter mit Rechte ein in Gattungs-Nahmen, die ganzen Gattungen beigelegt werden, in Eigennahmen, womit man Personen eigenthümlich bezeichnet, und in allgemeine Nahmen, welche in der Rede die Stelle jener besondern, sowohl der Gattungs- als der Eigennahmen vertreten, weßhalb man sie ehemahls stellvertretende (Pronomina) genannt und aus die-

sen und einigen damit verwandten Beilegewörtern, eine besondere Wörterklasse gebildet hat.

Von den ersten ist in dem vorhergehenden Abschnitte gehandelt worden; jetzt ist die Beugungsweise der beiden letztern nachzumustern.

Die Natur des Eigennahmens bringt es mit sich, daß er in der Regel des Deutewortes nicht bedarf. Der Fall dieses Bedürfnisses ist nur dann vorhanden, wenn mehrere Einzelne denselben Nahmen führen, oder wenn ihm ein Beilegewort zu besonderer Bestimmung beigegeben wird. Z. B. der Ludwig (und kein anderer, der diesen Nahmen führt) hat das Fenster zerbrochen; der Jupiter der Griechen (und nicht der Römer); die Ludwige der Baiern waren ausgezeichnete Regenten; der gute Philipp ist krank.

Nach bisheriger Annahme der Sprachgelehrten sollen die Eigennahmen im letztern Falle unverändert bleiben, weil das Deutewort den Fall schon genugsam bezeichnet. Aber wenn dieser Grund zur Regel erhoben werden könnte, dann dürften wir, wie es die andern Völker unseres Erdtheils machen, allen Nahmenwörtern in gleichem Falle eine unveränderliche Form zusprechen. Um der Einheit unserer Sprachgesetze willen stimme ich daher für allgemeine Annahme der von vielen, besondern im

gemeinen Leben befolgten Regel: alle Eigennahmen werden wie die Gattungsnahmen gebeugt, so bald sie wie Gattungsnahmen gebraucht werden. Man soll daher nach der allgemeinen Regel beugen:

in der Einheit

der Ludwig, des Ludwigs, dem Ludwige, den Ludwig, Ludwig;
der Schiller, des Schillers, dem Schiller, den Schiller, Schiller;
die Marie, der Marie, der Marie, die Marie, Marie;

in der Vielheit

die Ludwige, der Ludwige, den Ludwigen, die Ludwige, Ludwige;
die Schiller, der Schiller, den Schillern, die Schiller, Schiller;
die Marien, der Marien, den Marien, die Marien, Marien.

Fehlerhaft ist es daher auch, wenn man Familiennahmen ein Eß in der Vielheit anhängt und z. B. spricht: die Schmidts, die Müllers sind ausgegangen. Man sage entweder die Schmidtische Familie ist, oder die Schmidtischen (Leute) sind ausgegangen.

Wir kommen nun auf den zweiten Fall, wenn

Eigennahmen als solche, und nicht wie Gattungsnahmen werden. Auch hier haben unsere Sprachgelehrten bis jetzt wieder besondere Beugungsweisen angenommen, und dadurch unsere Sprache unnöthiger Weise sowohl beschwert, als auch die Einheit derselben verletzt. Nach meinem Antrage würde man sie künftig nach gleicher Regel beugen, wie man auch die übrigen Gattungsnahmen beugt, man mag ihnen das Deutewort vorsetzen oder nicht. Z. B.

Einheit.

1. Hermann, Voß, Luther, Otto;
2. Hermanns, Voßes, Luthers, Ottos;
3. Hermanne, Voße, Luther, Otto;
4 und 5 wie 1.

Vielheit.

1. 2. 4. 5. Hermanne, Voße, Ludwige, Ottoe;
3. Hermannen, Voßen, Ludwigen, Ottoen.

Hieraus wird man schon abnehmen, daß ich es nicht billige, Voß, Horaz rc. im zweiten Falle Voßens, Horazens rc. zu beugen. Warum will man doch auch hier von der Regel abgehen, und nicht lieber sprechen „alle Uebersetzungen Voßes sind wahre Meisterstücke. Die Oden Horazes ziehe ich seinen übrigen Gedichten vor?"

Auch die weiblichen Eigennahmen nehmen,

wenn sie ohne das weibliche Deutewort gebraucht werden, jene allgemeine Beugungsweise an. Z. B.

1. Adelheid,	Mathilde,	Emma;
2. Adelheids,	Mathildes,	Emmas;
3. Adelheide,	Mathilde,	Emma;
4. Adelheid,	Mathilde,	Emma.

Was noch die allgemeinen Nahmenwörter, ich, du, er, sie, es, betrifft, so ist deren eigene, in allen Sprachlehren vorkommende Beugungsweise schon bekannt, von deren durchs Alterthum geheiligten Gebrauche uns nicht geziemt, auch nur im Mindesten abzuweichen.

Über die Beuguugsweise der Bestimmungswörter behalte ich mir vor, künftig noch meine Absichten besonders vorzutragen.

Vierter Abschnitt.

Von der Beugung fremder Nahmenwörter.

Wir müssen die aus fremden Sprachen erborgten Nahmenwörter nothwendig in zwei Klassen bringen, wovon die erste das volle deutsche Bürgerrecht erlangt hat, und welche sich daher auch auf folgende deutsche Weise müssen beugen lassen.

1) Nach der ersten Beugungsweise.

Einheit.

Die Figur, Vase, Musik, Fronte in allen 5 Fällen sich gleich bleibend.

Vielheit.

Die Figuren, Vasen, Musiken. Eben so in allen 5 Fällen.

2) Nach der zweiten Beugungsweise.

Einheit.

1. Der Kadett, 2. des Kadetten, 3. dem Kadetten, 4. den Kadetten.

Vielheit.

Die Kadetten, der Kadetten, den Kadetten, die Kadetten.

Nach gleicher Beugungsregel gehen: der Kamerad, des Kameraden, die Kameraden; der Kollege, des Kollegen, die Kollegen; der Diamant, des Diamanten, die Diamanten; der Elephant, des Elephanten, die Elephanten u. s. w.

3) Nach der dritten Beugungsweise.

Der Affekt, des Affektes, die Affekte;
der Balkon, des Balkons, die Balkone;
der Chalzedon, des Chalzedones die Chalzedone;
der Chamäleon, des Chamäleones, die Chamäleone;
der Charakter, des Charakters, die Charaktere;

der Schef, des Schefes, die Schefe;
der Distrikt, des Distriktes, die Distrikte;
der General, des Generales, die Generale;
das Schenie, des Scheniees, die Schenice;
das Insekt, des Insektes, die Insekten;
das Juwel, des Juweles, die Juwelen;
das Kabinett, des Kabinettes, die Kabinette;
der Kanton, des Kantons, die Kantone;
der Karolin, des Karolins, die Karoline;
der Kastor, des Kastors, die Kastore;
der Offizier, des Offiziers, die Offiziere;
der Schampinjon, des Schampinjons, die Schampinjone.

Daß noch viele Leute die Offiziers, Statt die Offiziere sprechen, ist ein eben so redender Beweis ihrer Sprachunwissenheit, als wenn manche die Mädchens oder die Mädcher Statt die Mädchen sagen.

Zu obigen Wörtern gehören auch die Titel mancher Beamten, z. B. Pastor, Kantor, Rektor, Professor, Doktor. Man könnte diese zwar auch nach Campes Vorschlage, dem ich früher nicht abgeneigt war, in Paster, Kanter, Dokter &c. verwandeln, und sie gleich dem in Musiker verwandelten Worte Musikus, des Musikers, die Musiker, beugen. Aber ich finde jetzt, daß solches nach den

Regeln meiner drey Beugungsweisen nicht einmahl nöthig ist, und sie recht ächt deutsch auf folgende Weise können gebeugt werden:

Der Doktor, des Doktors, dem Doktore, den Doktor, Doktor; die Doktoren ꝛc. und eben so auch die andern angeführten Wörter.

Nun gibt es aber noch eine Menge fremder Wörter, die ungeachtet der langen Ehre, die sie empfangen haben, unter deutschen Wörtern häufig aufgenommen zu werden, dennoch ihrem Genius gemäß, keine deutsche Gestalt annehmen wollen. Diese suche man, wie man bereits so rühmlich angefangen hat, durch deutsche Ausdrücke zu ersetzen, und dadurch den Gebrauch jener Wechselbälge aus unserer Sprache gänzlich zu verbannen. So lange man sie aber noch beibehalten muß, so lange lasse man ihnen das fremde Gewand, und beuge sie, um sie als untüchtige Fremdlinge zu behandeln, ganz unverändert fort, wie z. B. folgende:

der Kasus, des Kasus, dem Kasus, den Kasus; das Gymnasium, des Gymnasium ꝛc.

Eben so auch in der Vielheit: die Gymnasium, der Gymnasium, den Gymnasium, die Gymnasium; die Verbum, der Verbum, dem Verbum, die Verbum; weil man nicht jedem Deutschen zumuthen kann, den ersten Fall dieser Wörter in der Vielheit nach einem frem-

den Sprachgesetze zu erlernen. Wem diese Beugungsform widerlich klingt, und sie soll recht vielen widerlich klingen! der schaffe diese Fremdlinge fort. Sie aber nach ihrer eigentlichen Sprachform beugen, und z. B. sagen zu wollen, die Lehrer sämmlicher Gymnasiorum verwenden bei ihren Schülern besondern Fleiß auf richtige Stellung der Kasuum und richtige Beugung der Verborum, würde uns in unsern Tagen noch widerlicher klingen.

V.

Über die aus der Natur des Satzes gleichfalls nothwendig hervorgehenden fünf Beugungsfälle der Nahmenwörter.

Die Natur und Verschiedenheit der in unserer Sprache vorkommenden Beugungsfälle läßt sich nur gründlich aus dem Wesen eines Satzes ableiten, daher ich hier folgendes darüber wieder kürzlich ins Gedächtniß rufen muß.

Nur dadurch, daß ich angebe, in welchem Zustande sich ein Ding befindet, entsteht ein Satz, z. B. der Baum wächst, d. h. befindet sich im Zustande des Wachsens. In jedem einfachen Satze kommen zwei Hauptwörter vor, wovon das eine den Nahmen eines Dinges angibt, das andere den

Nahmen des Zustandes. Selbst wenn wir ein Ding mit seinem besondern Nahmen nicht anzugeben wissen, behelfen wir uns mit einem allgemeinen Nahmen, zu dessen Bezeichnung, z. B. es donnert, in welchem Satze mit dem allgemeinen Nahmen Es das unbekannte Ding angegeben wird, welches sich im Zustande des Donnerns befindet.

Jeder einfache Satz ist einer Erweiterung fähig, theils weil mit ihm noch andere Nebenvorstellungen verknüpft werden können, zu deren Bezeichnung die übrigen Wörterklassen vorhanden sind, theils weil er mit andern Sätzen zu einem Gliedersatze (Großsatze) verbunden werden kann.

So viele Stellungen ein Nahmenwort hinsichtlich seines Sinnes annehmen kann, so viele Beugungsfälle gibt es auch. Dieses Prinzip ist demnach nicht körperlicher, sondern nur geistiger Weise zu verstehen. Das Nahmenwort kann in der Reihe der Wörter verschiedentlich gestellt werden, ohne daß es in Hinsicht seines Sinnes eine andere Stellung erhält. Nur von letzterer ist hier die Rede.

Man hat bis jetzt nur 4 Fälle des Gebrauches für die Nahmenwörter angenommen. In Beziehung auf ihre Stellung als Bestandtheile eines Satzes hat man Recht gehabt; aber in Beziehung

auf ihren Gebrauch muß diesem widersprochen werden, weil auch der Fall vorkommt, daß ein Wort in vereinzelter Stellung, folglich nicht als Bestandtheil eines Satzes, wenn auch zwischen seinen Wörtern eingeschobne vorkommen kann, z. B. kannst du denn, Gottlieb, nicht lauter lesen. Dieß ist der Anredefall, im Lateinischen Vokativ genannt, wenn man eine Person oder eine Sache bei Nahmen nennt, um dadurch den unmittelbaren Gegenstand unserer Rede zu bezeichnen. Ihn deßwegen aus der Zahl der Fälle ausstreichen, wie Adelung gethan hat, weil er mit dem ersten Fall völlig übereinstimmend jedes Nahmenwort bildet, kann nicht als ein gültiger Grund angenommen werden. Wollte man ihn gelten lassen, so müßte man, um folgerecht zu handeln, alle Fälle wegstreichen, bei welchen keine Umwandlung mit der Gestalt der Wörter vorgenommen wird. Demgemäß würde die erste Beugungsweise in der Einheit nur einen einzigen Fall haben, weil alle dahin gehörige Wörter unverändert bleiben. Wollte man dabei sich auf das vorstehende Deutewort berufen, welches mit dem Nahmenworte ein Ganzes bilde, und ihm dadurch eine verschiedene Gestalt gebe, so würde man dann gleichwohl nur 2 Fälle annehmen

dürfen, weil der erste und der vierte, der zweite und der dritte überein lauten.

Diese Verirrung der bisherigen Sprachgelehrten hatte ihren Grund darin, daß sie das oben aufgestellte Prinzip zur Bestimmung der Anzahl der Beugungsfälle nicht klar auffaßten, sondern sich durch die zufällige Veränderungsformen, die damit verbunden sind, verführen ließen, diese für das Bestimmende zu halten. Es kommt aber durchaus nicht auf die Umwandlung eines Wortes, sondern auf seine Stellung an, um seinen Fall zu bestimmen. Das Wort animalia im Lateinischen kann der erste, vierte und sechste im Lateinischen, und das Thier der erste und vierte im Deutschen seyn. Vielleicht wäre es daher angemessener, Statt des Ausdrucks Beugungsfälle, das Wort Stellungsfälle zu gebrauchen. Obgleich das Wort Frau (wie das lateinische cornu) in allen Stellungen der Einheit seine Gestalt nicht abändert, so kann es doch in fünf Fällen mit einem verschiedenen Sinne gebraucht werden. Hierauf muß man die Jugend aufmerksam machen, wenn man ihr den Geist der Sprache aufschließen will. Ein Nahmenwort beugen, heißt nicht seine Gestaltveränderungen angeben, sondern es in die verschiedenen Stellungen des Satzes

bringen. Jene Gestaltsveränderungen sind nur etwas Zufälliges, die man bei mancher Stellung eines Wortes vorgenommen hat, um eben diese Stellung desto bemerkbarer, und dadurch jeden Satz um so verständlicher zu machen.

So viele nothwendige Stellungen ein Nahmenwort in einem Satze annehmen muß, so viele Fälle gibt es folglich auch nur. Rechnet man den Nenn- oder Anredefall (den Vokativ) nicht zum eigentlichen Satze, so stehet er natürlich für sich allein da und kann den Sätzefällen nicht beigezählet werden. Weil er aber doch in der Rede vorkommt, so möchten wir dahin stimmen, ihn eben deßwegen künftig in den Sprachbaulehren voranzusetzen, weil er jedes Nahmenwort in seiner Urgestalt angibt, und daraus hervorleuchtet, in wie fern es in den verschiedenen Stellungen, in welchen es im Satze vorkommt, eine Veränderung erleidet oder nicht.

Die erste Stellung eines Nahmenwortes im Satze ist die zu dem Zustande, welcher von dem durch ihn bezeichneten Dinge ausgesagt wird. In den Sätzen: die Sonne scheint, der Ofen glüht, das Kind weint — stehen die drei darin vorkommenden Nahmenwörter in dem ersten Falle, den ich vorschlage, den Aussagefall zu nennen,

weil dieser Nahme mir der geeignetste zur Bezeichnung der Bestimmung eines Wortes in dieser ersten Stellung zu seyn scheint. Es wird in jenen 3 Sätzen ausgesagt, in welchem Zustand sich die Sonne, der Ofen, das Kind befindet. Wie das Wort nebst dem Deutewort in diesem ersten Falle gebildet wird, gibt folglich der Aussagefall an. In wie fern wir wollen müssen, daß jedes Volk seine Sprache immer besser verstehen lerne, weil kein Mittel zu seiner geistigen Ausbildung mehr beitragen kann, als eben dieses, müssen wir nur solche Ausdrücke in der Sprachlehre wählen, die zur Kenntniß der Sache unmittelbar führen, und daher keiner weitläufigen Erklärung bedürfen. Um sich zu überzeugen, daß dieser Ausdruck der einfachste und verständlichste sey, versuche man es mit der Jugend, ob sie nicht selbst, wenn ihnen diese erste nothwendige Stellung eines Nahmenwortes im Satze gehörig erkläret worden ist, bei der Aufforderung, diesem ersten Fall einen Nahmen zu geben, auf den Nahmen Aussagefall kommen. Der Nahmen jedes Dinges stehet folglich im Aussagefall, wenn von ihm ein Zustand ausgesaget wird, lautet die einfache Regel für den ersten Fall. Daß diese weit bildender sey (und Bildung ist ja der höhere Zweck jedes Sprachunterrichts) als

als die alte Regel, "wo man wer oder was fragen kann, stehet der Nominativ," wird wohl Jedermann leicht einsehen. Letztere Regel war nur aus einem Erfahrungsmerkmahl abgeleitet, die hinsichtlich des Fragewortes, was, nicht einmal richtig ist, weil man auch beim Accusativ dieses Wort gebraucht. Die erstere ist hingegen aus der Natur der Sache selbst genommen, und gewährt volle Sicherheit und Verständlichkeit.

Öfters tritt der Fall ein, daß durch ein Nahmenwort der Zustand näher bestimmt werden soll. Z. B. man begnügt sich nicht, bloß im allgemeinen anzugeben, daß der Knabe liest, der Vater lobt, die Mutter den Armen gibt, sondern es soll näher bestimmt werden, was von diesen Personen gelesen, gelobet, den Armen gegeben wird. Setzet man hinzu "der Knabe liest den Brief, der Vater lobt das Buch, die Mutter gibt den Armen Brod," so ist dieses durch die beigefügten Nahmenwörter vollzogen und nun angegeben worden, daß vom Brieflesen, Buchloben, Brodgeben die Rede sey. Diese neue Stellung im Baue eines einfachen Satzes sollte eigentlich die zweite nach dieser genetischen Entwicklung seyn, sie wird von den Sprachlehrern aber bisher,

dem Herkommen zu lieb, als der vierte aufgeführt. Oft gibt es bei einem Zustande nicht vieles näher zu bestimmen, als höchstens seine Dauer in der Zeit und im Raume, und dann findet der Gebrauch eines solchen Nahmenwortes auch nicht Statt, z. B. der Knabe schläft, die Rosen blühen. Doch kann beiden Beispielen noch hinzugesetzt werden: sieben Stunden, eine kurze Zeit. Die Natur manches Zustandes bringt es schon mit sich, daß nur wenig an solchem näher bestimmt werden kann. Wir dürfen aber deßwegen nicht eine besondere Klasse von Zustandswörtern bilden, weil es von keinem praktischen Nutzen ist und wahrhaft zu einem Irrthume verleitet. Jedes andere Zustandswort, das viele nähere Bestimmungen verträgt, kann öfter bestimmungslos (als ein Neutrum oder Intransitivum) gebraucht werden, wie z. B. der Knabe liest. Bleibe man daher nur bei der allgemeinen Regel stehen, daß das Nahmenwort, welches an einem Zustand etwas näheres zu bestimmen hat, im vierten Falle stehet.

Nun fragt sich nur noch, welchen Nahmen wir diesem Falle beilegen, um seine Stellung im Satze genau zu bezeichnen. Wenn hierbei vorzüglich auf den Unterricht gesehen werden muß, so dürfte der Nahme Bestimmungsfall vor allen bis jetzt in

Vorschlag gebrachten den Vorzug verdienen, weil die Jugend selbst auf diesen Nahmen als den allernatürlichsten geleitet wird. Man nehme an, der obige Satz „der Knabe liest“ käme in einer Schule vor und man fordere einen Schüler auf, doch näher zu bestimmen, was der Knabe liest: so wird er antworten, einen Brief, die Reisebeschreibung Humbolds, die Geschichte von Karl dem Großen ꝛc. Was wird durch die Nahmenwörter näher bestimmt? Wie glaubst du den Fall dieser Nahmenswörter nennen zu können, durch welches du das Lesen des Knaben näher bestimmest, um dich dadurch sogleich daran zu erinnern, es werde durch dieß Wort in dieser Stellung dem Zustande eine nähere Bestimmung ertheilt? Sicher erfolgt die Antwort der Bestimmungsfall; und jeder Knabe wird sich nun von ihm auch den richtigen Begriff bilden, daß er der Fall sey, in welchen jedes Nahmenwort gesetzt werden muß, wenn durch solches ein Zustand näher bestimmt werden soll. Liest der Schüler die Worte „der Nachbar baut“ und ich sage ihm, er soll den Zustand des Bauens näher bestimmen, und daher angeben, was er bauet: so wird er hinzusetzen, ein Haus, eine Laube ꝛc. Was bestimmen diese Nahmenwörter Haus, Laube ꝛc.? In welchen Fall sind sie daher zu setzen ꝛc.?

Man sage nicht, daß die von andern Sprachgelehrten vorgeschlagenen Ausdrücke die Sache eben so richtig bezeichnen. Einige nennen diesen vierten Fall z. B. den Ziel- oder Wirkungsfall. In den Sätzen „ich will dir den Gefallen thun, oder ich will dem Manne meinen Wein versuchen lassen" ist nicht der Gefallen oder der Wein das Ziel des Thuns oder des Versuchens, sondern der Handelnde zielt dabei auf gewisse Personen ab. In der Redensart, ich gab ihm eine Maulschelle, hat nicht die Maulschelle, sondern die Person die Wirkung des Handeln empfunden, und diese und nicht jene ist der leidende Gegenstand, wie gleichwohl Adelung den vierten Fall bezeichnen wollte. Durch Gefallen ist aber das Thun, und durch den Wein das Versuchen so wie durch die Maulschelle das Geben genauer bestimmt worden. Aus diesem Grunde wünschen wir, daß der, wir wissen nicht von wem aufgebrachte Nahmen Bestimmungsfall allgemein angenommen werden möge.

Die Regel ist, daß der Aussagefall dem Zustandsworte vor-, und der Bestimmungsfall ihm nachgesetzet wird. Doch gibt es auch Fälle, wo man diese natürliche Ordnung umkehret, weil der Zusammenhang schon anzeigt, welches der erstere oder

zweite Fall ist, wenn beide auch eine gleichlautende Form haben. Z. B. die Griechen haben die Türken geschlagen, was ausserdem in einem doppelten Sinne genommen werden kann.

Oft erfordert die Aussage (der Satz) wenn sie vollständig seyn soll, auch noch die Angabe, auf welchen Gegenstand sich die Handlung beziehe. Z. B. in dem Satze, ich gebe eine Maulschelle, ist zwar durch den Aussagefall das im Zustande des Gebens befindliche Wesen und durch den Bestimmungsfall die Handlung des Gebens (der Zustand) näher angegeben worden, aber noch bleibt die Frage übrig, auf wen sich die Handlung des Maulschellengebens bezogen habe. Fügt man hinzu, dir oder dem Knaben ꝛc. so sind dieß die Dinge, (hier Personen) auf welche sich diese Handlung bezieht. Dieß Ding kann bald eine Person, bald eine Nichtperson (eine Sache) seyn, wie z. B. wenn man sagt: er gab dem Gewehre eine Richtung. Da diese Bezeichnung vollkommen deutlich ist, so trage ich darauf an, daß man für diesen dritten Fall die von andern Sprachgelehrten bereits gebrauchte Benennung, Beziehungsfall, nicht nur beibehalte, sondern sie auch allgemein einführe.

Dasselbe läßt sich auch von dem noch übrigen vierten Falle sagen, den die Gewohnheit zum zweiten erhoben hat. Adelung hat ihn sehr entsprechend den Erklärungsfall genannt, weil das Nahmenwort, wenn es eines der andern im Satze vorkommenden Nahmenwörter näher zu erklären hat, in diesen Fall gesetzt wird. Man könnte ihn mit gleichem Rechte auch den Bestimmungsfall nennen. Allein weil wir diesen Nahmen dem Falle beigelegt haben, in welchen dasjenige Nahmenwort gesetzt werden muß, welches den Zustand näher bestimmt; so ist es zweckmäßig den Fall, in welchen jedes Nahmenwort gesetzet wird, welches nicht den Zustand, sondern eines der drei Nahmenwörter näher bestimmt, welche nach der bisherigen Zergliederung in einem Satze vorkommen können, den Erklärungsfall zu nennen. In dem Satze, der Sohn gab dem Vater die Uhr, können alle drei Nahmenwörter näher erkläret werden, z. B. der Sohn des Nachbars gab dem Vater meines Vettern die Uhr seines Enkels.

Nach diesen Bestimmungen wurde die natürliche Folge der Setzungsfälle für die Nahmenwörter in der Sprachbaulehre folgende seyn. Voran stünde der Anredefall, weil er gewöhnlich voransteht, und weil er jedes Wort in seiner

Urgestalt angibt. Dann folgt der Aussagefall, damit man sogleich weiß, von wem ein Zustand ausgesagt wird. Hinter ihm kommt der Bestimmungsfall, im Falle nämlich, daß der Zustand durch ein Nahmenwort näher bestimmt werden muß. Hierauf folgt der Beziehungsfall, wenn die Aussage weitere Beziehung auf einen Gegenstand hat. Und den Beschluß macht der Erklärungsfall für alle Wörter, die den bisher angegebenen Nahmenwörtern zur nähern Erklärung beigefügt werden. Wenigstens ist diese Ordnung bei Erklärung über die Entstehung der verschiedenen, in einem Satze vorkommenden, Fälle beizubehalten.

Zur Probe, daß diese Darstellung der fünf Fälle leicht aufgefaßt werden könne, lasse man die ersten vier Zeilen aus Dr. Mayers Naemi und Ruth zergliedern.

Einst, da Abrahams Volk noch mächtige Richter beherrschten.
Drängte viel Kummer und Noth das Land, sonst glücklich und friedsam.
Drohend zogen die Heere der feindlichen Midianiter
Ferne von Osten herbei, zu rauben den Segen der Fluren.

Abrahams, Erklärungsfall, weil dadurch erklärt wird, von welchem Volke die Rede ist.

Volk, Bestimmungsfall, weil der Zustand des Beherrschens — ein Volk beherrschen — näher bestimmt wird.

Richter, Aussagefall, weil er aussagt, wer in dem Zustand des Beherrschens sich befindet.

Kummer und Noth, Aussägefall, wer in dem thätigen Zustande des Drängens ist.

Land, Bestimmungsfall, weil bestimmt werden muß, wen der Kummer drängt.

Heere, Aussagefall, wer ziehet.

Midianiter, Erklärungsfall, was für ein Heer es war.

Osten, Beziehungsfall, bezogen auf die Weltgegend, woher das Heer zog.

Segen, Bestimmungsfall, Fall, durch welchen die Handlung des Raubens — den Segen rauben — näher bestimmt wird.

Fluren, der Fall, durch welchen erkläret wird, von welchem Segen die Rede sey, nämlich vom Segen der Fluren.

VI. Über

VI.

Über einige Eigenheiten der deutschen Zustandswörter.

Zwei Eigenheiten derselben verdienen vorzügliche Achtsamkeit. Die erste ist, daß sich unsere Sprache ursprünglich nur auf Bezeichnung des thätigen Zustandes beschränkte. Wir Deutsche haben für den leidenden Zustand keine besondere Form des Zustandswortes wie z. B. der Römer, welcher aus amo das Passivum amor bildet. Die Deutschen müssen es umschreiben, und sie sagen daher, ich werde geliebt. Auch gibt es bei uns keine Neutra oder Intransitiva, die eine wirkungslose Thätigkeit bezeichneten, sondern unsere Stammältern faßten richtig auf, daß dieß ein sich selbst widersprechender Begriff ist, und sich die Thätigkeit des Menschen nur auf eine doppelte Weise, durch Thun und Lassen äussert. Ob ich schreibe, gehe, liege oder schlafe, ich bin in jedem Falle thätig. Alle Zustandswörter gestatten daher, daß der Zustand, den sie bezeichnen, auch durch Nahmenwörter näher bestimmt werde, nur mit dem Unterschiede, daß an Zustandswörtern, welche ein Thun bezeichnen, eine größere Anzahl als an denjenigen vorhanden ist, welche ein Lassen aus-

drücken. Diese letztern lassen sich durch den Raum, die Zeit, die Art des Thätigseyns und den Preis näher bestimmen; z. B. ich sitze eine Stunde hier, ich schwimme eine weite Strecke, ich reite lieber Gallop als Schritt, ich gehe den Fußweg, dieß Kleid kostet 20 Gulden. Öfter braucht man auch die Zustandswörter des Thuns ohne nähere Bestimmung des Zustandes, den sie bezeichnen, z. B. ich spielte heute, ohne daß hierdurch in dem Wesen solcher Wörter eine Veränderung vorging.

Aus diesen Rücksichten dürfte zu rathen seyn; jene alte Eintheilung der Zustandswörter in transitive und intransitive aufzugeben, und bey ihnen bloß auf die verschiedene Arten des thätigen Zustandes (das Thun und Lassen) zu sehen, was zu einer bessern Auffassung des Sinnes der Sätze führen würde.

Das zweite Eigenthümliche unserer Sprache, das eine nähere Beachtung verdient, besteht darin, daß es bei unsern Zustandswörtern in Hinsicht der Zeit nur zwei ursprüngliche Formen gibt, die zeitlose und die für die Vergangenheit. Was man bisher für die Form der gegenwärtigen Zeit ausgab, war die zeitlose Form. Daß die Zustandswörter zugleich die Zeit,

und zwar nach ihren dreyfachen Bestandtheilen, der Gegenwart, der Vergangenheit und der Zukunft, durch bestimmte Gestalt derselben durchaus ausdrükken müssen, liegt weder in ihrer Natur, noch ist dieß um so weniger für eine nothwendige Erforderniß zu halten, weil wir Beilegewörter genug haben, welche diese Nebenbestimmung der Zeit eines Zustandes ausdrücken. Auch war beim Anfange der Sprache der menschliche Geist noch nicht so ausgebildet, um mehrere Begriffe in einem Worte oder Satze zusammen zu fassen, sondern genügte sich gewiß bloß mit der Bezeichnung des Gegenstandes und des Zustandes, in welchem er jenen gewahrnahm. Mit der wachsenden Geistesbildung erweiterte sich erst der Bau der Sprache, und es kamen neue Wörter und neue Gestaltungen derselben hinzu. Ferner dürfen wir auch fragen, warum soll denn für die Zustandswörter keine Form vorhanden seyn, wenn ich absichtlich dabei keine Zeit näher bestimmen will. Endlich läßt es sich selbst aus dem Gebrauche des bisher sogenannten Präsens nachweisen, daß dieses bloß eine zeitlose Form hat, weil es für alle drei Zeitbestimmungen wirklich gebraucht wird. Man kann sagen: ich schreibe jetzt, ich schreibe nachmittags, morgen, nach einem Jahre rc. gewiß wie-

der an ihn. Hier wird es für die künftige Zeit so gut, wie für die gegenwärtige Zeit gebraucht, und das Beilegewort jetzt enthält keine überflüßige Bestimmung, weil das Schreiben in dieser Form sich auf alle Zeiten beziehen kann. Wer Jemanden bloß in zeitloser Form verspricht, ich schreibe gewiß an ihn oder ich zahle dir gewiß die schuldigen 100 Gulden, hat daher öfter die Nachfrage nach der Zeitbestimmung zu erwarten: „aber wann?“ Eben so gut läßt sich das Präsens auch bei Beschreibung eines vergangenen Zustandes anwenden, z. B. wenn ich erzähle: im vorigen Sommer bestieg ich auf einer Schweizerreise auch den Rigi und hatte daselbst eine angenehme Überraschung. Als ich auf den Kulm angekommen war, sehe ich mehrere Fremde vor dem daselbst jüngst erst aufgebauten Wirthshause stehen, ich mustere, indem ich diese grüßte, die einzelnen Gesichter, und finde unter ihnen einen alten Freund, den ich in zehn Jahren nicht gesehen hatte. — Auch im Infinitiv findet diese Zeitlosigkeit Statt. Wenn ich frage: Sie wollen den Menschen öffentlich loben? lasse ich die Zeitbestimmung ganz ausser Andeutung, weil mir hieran gar nichts liegt.

Hieraus, dünkt mich, ginge unwidersprechlich hervor, daß unsere Sprache für Bestimmung der

Zeit ursprünglich nur zwei Formen hatte, die unbestimmte und die bestimmte, wovon jene voran ging, und die letztere nachfolgte, bis späterhin bei weiterem Fortgange der Zeit die übrigen Zeitformen durch künstliche Zusammensetzungen noch hinzukamen.

Vielleicht gab es selbst ursprünglich zwei verschiedene Wörter zur Bezeichnung des zeitlosen und des bereits vergangenen Zustandes. Auf diese Vermuthung leiten sowohl die allgemeinen Zustandswörter als auch andere, welche eine in der vergangenen Zeitform so auffallend abweichende Bildung von der zeitlosen Form haben. Wie kann war und hatte für eine bloße Umlautung der allgemeinen Zustandswörter bin und habe, angenommen werden? Eben so weichen die Bildungen der Wörter that, thut; biegt, bog; blies, blase ꝛc. so auffallend ab, daß man sich geneigt fühlen muß, sie für eigene, bloß unter sich verwandte Zustandswörter zu halten.

Nach dieser Muthmaßung hätte es zweierlei ursprüngliche einfache Zustandswörter gegeben: für die unbestimmte und die vergangene.

Über diese Eigenheit unserer Sprache, daß ihre Zustandswörter nur zwei Formen für die Zeit habe, dürfen wir uns um so weniger wun-

dern, da es auch orientalische Sprachen gibt, welche neben der zeitlosen Form nur noch eine ursprünglich einfache Form für die Zukunft, aber keine für die Vergangenheit aufzuweisen haben. Die Semitische Sprache mit ihren Töchtern hat nicht nur gleichfalls keine Form für die Gegenwart, sondern nur eine bestimmte Form für die Zukunft. Was man bisher für das Perfektum hielt, ist gleichfalls nichts anderes als die zeitlose Form.

Daß die einfache und die zusammengesetzte Form für die vergangene Zeit in unserer Sprache (z. B. ich schrieb und ich habe geschrieben) hierdurch andere Bestimmungen erhalten, als die ältern Sprachgelehrten ihnen angewiesen haben, dürfte leicht zu muthmassen seyn. Wir wollen aber diese und andere weitere Beiträge zu gründlichern Kenntniß unserer Sprache uns zu künftiger Mittheilung vorbehalten, um vorher zu sehen, wie die in gegenwärtiger Schrift vorgelegten aufgenommen werden, und ob darin eine Ermunterung für uns liegen werde, diese Beiträge weiter fortzusetzen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stephani, Heinrich,

Beiträge zur gründlichen Kenntniß der deutschen Sprache

Bd.: 1

Erlangen (1823)

L.germ. 258 l-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10584425-0